



C. C. Slaterman

Marshal Crown

Band 38

Bete, wenn die Bandoleros kommen

WESTERNSERIE



C. C. Slaterman

Marshal Crown

Bete, wenn die Bandoleros kommen

Western

www.geisterspiegel.de

Cover © 2019 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2019 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Bete, wenn die Bandoleros kommen

» Sie kamen mit den ersten Strahlen der Morgensonne.

Zwölf sonnenverbrannte, hagere Gestalten, unrasiert, verkommen, mit zerschlissenen Kleidern und ausgetretenen Stiefeln. Sieben Amerikaner, zwei Mexikaner, zwei Halbblutindianer und ein dunkelhäutiger Hüne, dessen kahl geschorener Schädel wie eine blank polierte Kanonenkugel in der Sonne glänzte.

Sie sahen aus, als hätte sie die Hölle ausgespuckt.

Das einzige Gepflegte an ihnen schienen ihre Waffen zu sein.

Jeder trug zwei Revolver im Gürtel, dazu ein Messer und im Sattelscabbard ein Gewehr.

Der dunkelhäutige Hüne hatte zusätzlich noch eine abgeseigte Schrotflinte vor sich über dem Sattelhorn liegen.

Die Männer ritten von Westen her auf die kleine Siedlung zu, die zwischen den nördlichen Ausläufern des Edwards Plateaus in einem kleinen Seitental lag.

Mulford, so hieß der Ort, bestand aus etwas mehr als zwanzig Häusern, mehreren Schuppen und Stallungen und einer kleinen Kirche am nördlichen Ende der Town.

Ein staubiger, von unzähligen Fahrrippen durchzogener Karrenweg bildete die einzige Straße des Ortes, in dem es weder eine Postkutschenstation noch einen Sheriff gab.

Als die Reiter ihre Pferde auf einem nahegelegenen Hügelrücken zügelten, von dem aus sie einen guten Überblick über die unter ihnen liegende Siedlung hatten, wurde selbst einem unbeteiligten Beobachter klar, dass letzteres der Grund dafür war, warum sich die Reiter Mulford als Ziel ausgesucht hatten.

Mit starren Gesichtern beobachteten die Männer jede Bewegung in dem Ort.

Sekundenlang herrschte gespanntes Schweigen, bis sich der Jüngste von ihnen ungeduldig im Sattel vorbeugte.

»Auf was warten wir noch, Jack? Warum reiten wir nicht weiter?«

William Saunders war ein kleiner, hagerer Bursche, der mit seinem bartlosen Milchgesicht auf den ersten Blick eigentlich überhaupt nicht in die Reihen dieser grobschlächtigen und erbarmungslosen Reiter passte. Warum er trotzdem in ihrer Mitte weilte, konnte man erst begreifen, wenn man in seine Augen gesehen hatte.

Es waren die Augen eines eiskalten Mörders, kalt und gefühllos wie Kieselsteine in einem Bergbach.

Der Angesprochene drehte sich abrupt im Sattel um.

Sein grobschlächtiges Gesicht zersprang in tausend Lachfalten, während seine Blicke über die Reiter schweiften.

»Habt ihr das gehört, Männer? Unser Kleiner kann es anscheinend kaum noch erwarten, also tun wir ihm den Gefallen und besorgen es den Pfeffersäcken.«

Es war offensichtlich, dass der bullige, wie ein Klotz wirkende Mann auf dem riesigen schwarzen Wallach der Anführer der wilden Horde war, obwohl er sich bis auf das Pferd kaum von seinen Begleitern unterschied.

Seine Kleidung war ebenso verdreckt und abgerissen wie die seiner Gefährten.

Trotzdem hätte Jack Barton ein jeder, und das nicht nur wegen des Wallachs, sofort als Führer der Reiter ausgemacht. Es war etwas in seiner Stimme, seiner Art, sich zu bewegen, und vor allem im Blick seiner dunklen Augen, das den Unterschied ausmachte.

»Auf geht's«, rief Jack und machte dabei eine auffordernde Handbewegung.

Die Männer grölten und gaben den Tieren die Sporen.

Im gleichen Moment, als sich der donnernde Hufschlag ihrer Pferde unheilvoll an den zerklüfteten Felsen brach, begannen in der kleinen Kirche von Mulford die Glocken zu läuten.

*

Als er erwachte, stand die Sonne erst einen Fingerbreit über den östlichen Hügeln des Edwards Plateaus. Hier und da lagen noch dunkle Schatten über dem Land und die Luft war klamm und kalt. Es war zwar erst Mitte September, doch der Herbst zog in diesem Jahr schon mit Riesenschritten ins Land, ein Umstand, der besonders hier in den Bergen deutlich zu spüren war. Jim Crown streckte sich und schälte sich gähmend aus seiner Decke. Die unangenehme Morgenkühle ließ ihn fröstelnd nach seiner seine Jacke greifen, die neben dem Nachtlager auf dem Boden lag.

Frierend kam er auf die Beine, sah nach seinem Pferd und sammelte anschließend rasch etwas Krüppelholz und Zunder, um sein Lagerfeuer wieder zu entfachen, das irgendwann in der Nacht erloschen war.

Nach einem kargen Frühstück, das lediglich aus einer Tasse Kaffee, etwas Dörrfleisch und einem Kanten Hartbrot bestand, sattelte der US-Marshal sein Pferd und schwang sich in den Sattel.

Es wurde Zeit, dass er endlich wieder nach Hause kam.

Sein letzter Auftrag hatte ihn hoch in den Norden von Texas, in das äußerste Ende des Panhandle geführt, wo eine Bande von Viehdieben im großen Stil Pferde gestohlen und

diese dann nach einem raffiniert ausgeklügelten System in den angrenzenden Bundesstaaten verkauft hatte.¹

Das lag inzwischen fast sechs Wochen zurück, jetzt war die Bande zerschlagen, ihr Anführer tot und der Rest saß im Gefängnis. Sechs endlos lange Wochen, in denen er auf das bequeme Federbett in seinem Schlafzimmer genauso hatte verzichten müssen wie auf die Kochkünste seiner Lebensgefährtin Mary Ann. Das Ergebnis waren notorische Rückenschmerzen vom ständigen Übernachten im Freien und ein Gewichtsverlust von mindestens zehn Pfund. Wahrscheinlich waren es sogar fünfzehn, denn inzwischen musste er seinen Gürtel bereits zwei Löcher enger schnallen, damit er seine Hose nicht beim Laufen verlor.

Allein dieser Gedanke veranlasste Jim dazu, seinem Pferd die Sporen zu geben, um so schnell wie möglich wieder nach Austin zurückzukehren.

Doch der Weg durch die Bergwelt des Edwards Plateaus entpuppte sich als ein steiler, vielfach gewundener Trail, der sich scheinbar endlos zwischen zerklüfteten Kalksteinfelsen, reißenden Gebirgsbächen und dichten Nadelholzwäldern hinzog. Wind, Sonne, Regen und Schnee hatten das Land im Laufe der Jahrtausende in eine schroffe Wildnis verwandelt, in der man nur schrittweise vorankam.

Es sei denn, man ging das Risiko ein, die Gesundheit seines Pferdes und seine eigene zu riskieren, nur um fünf Minuten früher ans Ziel zu kommen. Jim wusste, dass in dieser Wildnis ein Reiter ohne sein Pferd so gut wie verloren war, deshalb entschloss er sich schon bald, wenn auch zähneknirschend, es doch etwas langsamer angehen zu lassen.

¹ Siehe Marshal Crown Band 37 Hetzjagd auf den Rustlerking

Dennoch gestaltete sich das Vorwärtskommen immer schwieriger und das Terrain kostete den Buckskin bald alle Kraft.

Gegen Mittag sah sich Jim schließlich gezwungen, eine Rast einzulegen, um sein Pferd nicht völlig zu verausgaben. Er zügelte den Buckskin im Windschatten einer Baumgruppe, blickte sich einen Moment lang prüfend um und beschloss, hier zu lagern.

Der Platz war ideal.

Die Äste der Bäume lieferten ihm Feuerholz, die Triebe der Zweige und der grasbewachsene Boden Futter für sein Pferd und die naheliegenden Felsen Schutz vor dem kalten Wind.

Zufrieden glitt er aus dem Sattel und war gerade dabei, den Satteltgurt zu lösen, als der Hengst plötzlich ein nervöses Schnauben ausstieß und zur Seite tänzelte. Crown entglitt die Gurtschnalle und der Sattel samt Decke und allem anderen fiel zu Boden.

Der Marshal murmelte einen Fluch und bückte sich, als er unvermittelt aus den Augenwinkeln heraus einen huschenden Schatten bemerkte.

Irgendetwas hatte sich drüben bei den gegenüberliegenden Felsen bewegt.

Jim zog augenblicklich seinen Colt, ließ den Sattel liegen und blickte sich prüfend um.

Er wusste nicht, warum, aber er war sich beinahe sicher, dass dieses Etwas der Grund für die plötzliche Nervosität seines Pferdes sein musste. Hier draußen gab es nur zwei Dinge, die einen Hengst wie seinen Buckskin aufschrecken konnten: Raubzeug oder Skalp lüsterne Indianer. Für alles andere war die Gegend einfach zu karg und abgelegen.

Trotzdem brauchte Crown Gewissheit.

Ein aufgeschreckter Puma konnte ihm genauso gefährlich werden wie hungrige Wölfe oder umherstreifende Comanchen, die Wildnis verzieh keine Unachtsamkeit. Der einzige Unterschied bestand lediglich in der Abwehr der Gefahren, die Indianer würden sich wohl kaum durch Warnschüsse vertreiben lassen.

Doch zunächst musste sich Jim um sein Pferd kümmern. Es galt, den verschreckten Buckskin zu beruhigen und anschließend anzubinden, bevor er endgültig den Kopf hochnahm und vor lauter Angst das Weite suchte.

Vorsichtig, jede hastige Bewegung vermeidend, glitt Jim auf das Tier zu.

»Ho, Brauner, ho.«

Der Buckskin hob den Kopf, spitzte die Ohren und bäugte ihn misstrauisch.

Jim sprach weiterhin leise und beruhigend auf ihn ein, bis es ihm gelang, nach dem Zaumzeug zu greifen. Er hatte die Zügel jedoch kaum um einen der nahestehenden Bäume geschlungen, als sich wieder etwas bei den Felsen bewegte, diesmal allerdings schon wesentlich näher.

Der Buckskin wurde erneut nervös und jetzt sah auch Jim den Grund dafür.

Die Umrisse des umherstreifenden Schattens zeichneten sich klar und deutlich gegen die weißgrauen Kalksteinfelsen ab.

Ein Wolf strich um sein Lager.

Gleichzeitig raschelte es rechts von ihm im Gebüsch, und als er den Kopf drehte, sah er einen weiteren Wolf auf sich zuschleichen. Wahrscheinlich hatte der Herbst mit seinem frühen Kälteeinbruch die meisten der anderen Tiere bereits in die wärmeren Talregionen getrieben, und die grauen Räuber

waren damit hier oben ohne Beute. Normalerweise griffen Wölfe einen Menschen nur an, wenn sie Hunger hatten oder so in die Enge getrieben wurden, dass ihnen gar keine andere Wahl mehr blieb.

In diesem Fall war es wohl der hungrige Magen, der die grauen Räuber jede Vorsicht vergessen ließ.

Aber darauf konnte Jim keine Rücksicht nehmen, es ging hier schließlich um sein Leben. Er hob den Colt und spannte gleichzeitig den Hahn.

Der Wolf verharrte und hob den Kopf.

Dann trottete er trotz der Waffe, die Jim inzwischen auf ihn gerichtet hatte, immer weiter auf ihn und das Pferd zu.

Der Buckskin bäumte sich unterdessen ständig auf und zerrte wie verrückt an den Zügeln.

Crown zögerte jetzt nicht länger, sondern riss den Abzug durch.

Die großkalibrige 45er Kugel traf die wild knurrende Bestie in den Kopf. Der Wolf fiel seitwärts zu Boden. Im selben Augenblick ging der andere Wolf zum Angriff über.

Er war inzwischen auf einen höher gelegenen Felsblock geklettert und stieß sich im gleichen Moment, in dem Jim seinen Artgenossen erschoss, von dort ab.

Der Marshal nahm noch aus den Augenwinkeln eine schat-tengleiche Bewegung wahr, wirbelte herum und gab einen Schuss auf das Raubtier ab, als der Wolf auch schon auf ihn zuflog. Im Bruchteil einer Sekunde wusste Jim mit erschreckender Gewissheit, dass die Kugel den grauen Räuber zwar getroffen, aber nicht tödlich verletzt hatte und zu einem zweiten Schuss keine Zeit mehr blieb.

Der Aufprall von beinahe einhundertdreißig Pfund stahl-harter Muskeln, Klauen und Zähne riss auch einen Mann wie

Jim Crown zu Boden. Der Wolf warf sich sofort über ihn und grub seine scharfen Krallen in seine Brust. Jims Waffenarm lag bewegungslos eingeklemmt unter dem ganzen Gewicht des Raubtiers.

Der hechelnde Atem der Bestie schlug ihm in heißen, stinkenden Wellen entgegen, während seine weit aufgerissenen Kiefer mit ihren blitzenden Zähnen immer wieder nach seiner Kehle schnappten. Verzweifelt versuchte Jim den Wolf abzuwehren. Seinen Colt hatte er bei dem Aufprall verloren. Er hatte nur eine Chance, am Leben zu bleiben, er musste sein Messer zu fassen bekommen.

Aber wie?

Sein rechter Arm war eingeklemmt und mit der Linken musste er den Wolf abwehren, um zu verhindern, dass ihm das Raubtier die Kehle zerfleischte.

*

Montgomery Leeson, den alle in Mulford nur Monty nannten, kniff die Augen zusammen und ließ seine Blicke prüfend über die Ausläufer des Edwards Plateaus schweifen.

Schließlich nickte er zuversichtlich und deutete nach vorne auf ein kleines Wäldchen, das sich vor ihm an die schroffen Kalksteinfelsen des Gebirgsmassivs duckte.

»Wir sind da«, sagte er zu seinen Pferden und zog die Zügel an.

»Also los, ihr müden Zossen, es gibt viel zu tun, auch für euch. Ich würde euch raten, eure Ärsche in Bewegung zu setzen, denn wenn ich bis heute Abend nicht mit einem Wagen voller Holz zuhause bin, seid ihr reif für den Suppentopf! Habt ihr mich gehört?«

Die beiden Gespannpferde schnaubten und legten sich ins Zaumzeug, als hätten sie die Aufforderung des Kutschers tatsächlich verstanden.

Monty Leeson lebte in dieser Gegend, seit er denken konnte. Von seinen dreiundsechzig Lebensjahren hatte er fast sechs Jahrzehnte in Mulford verbracht, er kannte Land und Leute inzwischen besser als seine eigene Hosentasche.

Das war auch der Grund, warum er seit dem Morgengrauen mit seinem Kastenwagen unterwegs war. Er hatte im Lauf der vielen Jahre ein Gespür für die Zeichen der Natur entwickelt. Was er schon seit Langem in seinen wetterfühligen Knochen verspürte, wurde für ihn allmählich immer stärker zur Gewissheit.

Der Winter in diesem Jahr würde lang und kalt werden. Der Herbst hielt bereits jetzt, Mitte September, Einzug ins Land. Die Blätter der Bäume färbten sich braun, die Tiere legten ihren Wintervorrat an und es gab schon den ersten Morgenfrost. Es war alles wie damals, kurz vor Ausbruch des Bürgerkrieges, als das Land bereits Ende November unter einer zentimeterdicken Eis- und Schneeschicht begraben lag.

In jenen Tagen hätte nicht viel gefehlt und er wäre erfroren.

Das, so hatte sich Monty geschworen, würde ihm nicht noch einmal passieren, und darum hatte er sich auf den Weg gemacht, um genügend Brennholz zu schlagen.

Das Edwards Plateau mitsamt seiner Umgebung beherbergte außer ein paar Pecos Yuccas, Krüppelkiefern und dem Texasstern so gut wie nichts, das man als Brennmaterial verwenden konnte. Das kleine Wäldchen da vor ihm war die Ausnahme.

Doch das Holz würde nicht für alle reichen, wenn der Winter tatsächlich wieder so streng wurde. Monty hatte keine

Lust, sich wie schon einmal mit der halben Einwohnerschaft von Mulford um getrocknete Büffelfladen zu streiten, die im Winter hier draußen fast die einzige Möglichkeit waren, den Ofen zu befeuern.

Er musste schließlich auch an seine Tochter Sarah denken.

Ein Lächeln umspielte seine Mundwinkel, als er an seinen blonden Engel denken musste.

Seit seine Frau nicht mehr lebte, war sie sein Ein und Alles, sie sollte es einmal besser haben als er und dazu gehörte eben auch ein warmes Haus im Winter.

Der Knall eines Revolverschusses riss Monty Leeson jäh aus allen Gedanken.

Zu Tode erschrocken brachte er seinen Kastenwagen zum Stehen, zog die Feststellbremse an und griff nach seinem Gewehr, das unter ihm im Wagenbock lag.

Der Schuss kam aus dem Wäldchen.

Sekunden später krachte es zum zweiten Mal.

Es war dieselbe Waffe, wahrscheinlich ein Army Colt Single Action, als Veteran des Bürgerkrieges erkannte es Leeson am dumpfen Belfern der Waffe.

Er stieg vom Wagen und lief, so schnell es die Gicht in seinen Knochen zuließ, auf das Wäldchen zu. Das Erste, was er dort entdeckte, war ein prachtvoller Buckskin, der wie verrückt an den Zügeln zerrte, mit denen man ihn an einen Baum gebunden hatte. Gleichzeitig drang das unverkennbare heisere Knurren eines Wolfs an sein Ohr und im nächsten Moment entdeckte Monty den grauen Räuber auch schon, der vergeblich versuchte, seine Zähne in den Hals eines Mannes zu schlagen, der unter ihm auf dem Boden lag.

Monty Leeson zögerte keine Sekunde.

Mit einer einzigen, fließenden Bewegung nahm er das Ge-

wehr hoch, zielte und riss den Abzug durch. Die Kugel traf den Wolf in den Kopf und tötete ihn augenblicklich.

»Holy Shit, Jüngerchen«, sagte Leeson, während er zusah, wie sich der Fremde stöhnend auf die Knie zwang.

»Das war verdammt knapp.«

Der groß gewachsene Fremde schüttelte den Kopf und machte eine abwertende Handbewegung. »Weiß der Teufel, was in die Wölfe gefahren ist. Sie haben mich ohne Vorwarnung angegriffen.«

»Wölfe?«

Irritiert blickte sich Monty um und bemerkte dabei erst den zweiten der grauen Räuber, der unweit von dem Mann auf dem Boden lag.

Auch er war durch einen Kopfschuss getötet worden, worauf Leeson den Mann nun doch etwas genauer betrachtete. Nur ein erfahrener Schütze konnte auf diese Entfernung einen angreifenden Wolf durch einen Schuss in den Kopf erledigen, oder aber ein Revolvermann.

Sein Gesicht verdüsterte sich augenblicklich.

Sollte der Kerl etwa zu diesen Bandoleros gehören, die das umliegende Land schon seit Monaten mit ihrem Terror überzogen?

Die Antwort erübrigte sich im gleichen Augenblick, in dem er auf dem völlig verbluteten Hemd des Mannes einen Marshalsstern aufblitzen sah.

Danach überstürzten sich die Ereignisse.

Der Sternträger kam mit einem Ruck auf die Beine und sagte noch: »Jetzt könnte ich einen anständigen Schluck Whisky vertragen. Sie haben nicht zufällig ein Fläschchen dabei?«

Dann schlug er der Länge nach hin und blieb zu Montys Füßen liegen.

»Schätze, das Holz muss nun warten«, sagte Monty mehr zu sich selbst, während er sich umdrehte, um den Wagen zu holen.

Als er es nach mehreren Versuchen geschafft hatte, den Verwundeten auf die Ladefläche seines Fuhrwerks zu legen, musste er trotz der Anstrengung grinsen.

Der Kerl war also ein waschechter US-Marshal.

Holy Shit, durchzuckte es ihn, das wird einen Spaß geben, wenn diese Bandoleros Mulford den nächsten Besuch abstatten.

*

Das Zimmer, in dem sich Jim wiederfand, nachdem er sich aus den dunklen Tiefen der Bewusstlosigkeit wieder freigeschwommen hatte, gehörte unzweifelhaft einer Frau.

Er erkannte es an den Spitzenvorhängen, der Blumenvase auf dem Fenstersims und an der blütenweißen Bettwäsche, die beinahe aufdringlich nach Flieder und Wiesenkräutern duftete.

Das Zimmer selbst strahlte trotz aller Kargheit, mit der es eingerichtet war, Wärme und Behaglichkeit aus. Es waren nur Kleinigkeiten, wie das weiche Kissen auf dem zerschrammten Lehnstuhl, der vor dem Bett stand, die frische Wildblume, die hinter dem Spiegel über der Kommode steckte, oder die bunt bestickte Tagesdecke, die jetzt zusammengeknüllt am Fußende des Bettes lag. Das Bett war mindestens ebenso weich und bequem wie sein eigenes in Austin und unter anderen Umständen hätte sich Jim gerne noch einmal in den Laken gewälzt, aber die Tatsache, dass er als US-Marshal halb nackt und mit bandagiertem Oberkörper in einem fremden Bett aufgewacht war, ließ ihm keine Zeit für solche Din-

ge.

Er war gerade im Begriff sich aufzusetzen, während ihm die Erinnerung an den Kampf mit dem Wolf wieder in den Sinn kam, als von außen die Zimmertür geöffnet wurde.

Was dann hereinrauschte, konnte nur ein Engel sein.

Die zierliche Gestalt in dem nachtblauen Leinenkleid, deren ebenmäßig geschnittenes Gesicht von einer Flut weizenblonder Haare umrahmt wurde, musste einfach ein Geschöpf des Himmels sein.

Allerdings eines von der resoluten Sorte, wie Jim sogleich feststellen musste.

Ihr strahlendes Gesicht verfinsterte sich im gleichen Augenblick, in dem sie erkannte, dass Jim dabei war sich aufzurichten.

Bevor Jim wusste, wie ihm geschah, rauschte die Frau wie ein Racheengel heran, legte ihm die Hände auf die Schultern und drückte ihn sanft aber bestimmend wieder in die Kissen zurück.

»Sie sind wohl verrückt geworden, was? Gestern Abend dachten wir noch, dass Sie den Morgen nicht mehr erleben, und jetzt versuchen Sie schon wieder aufzustehen. Wollen Sie sich mit aller Gewalt umbringen?«

Jim verzichtete auf eine Antwort.

Die Leichtigkeit, mit der ihn die junge Dame, die nur halb so viel wie er auf die Waage brachte, wieder ins Bett beförderte, gab ihm zu denken. Er spürte auch ohne ihre Bemerkungen, dass er noch lange nicht im Vollbesitz seiner Kräfte war. Das Brennen in seinem Oberkörper und die Fieberschauer, die durch seinen Körper jagten, zeigten ihm deutlich auf, dass es besser war, auf die Frau zu hören.

Aus diesem Grund ließ er es auch ohne Widerrede zu, dass

die Frau seinen Verband wechselte. Dabei nahm er mit einem schmalen Lächeln zur Kenntnis, wie sie fortwährend auf die Männer im Allgemeinen und auf ihn im Besonderen schimpfte.

Wenn sie zornig ist, sieht sie noch hübscher aus, dachte Jim, aber dann wurde jeder weitere Gedanke augenblicklich zur Makulatur, kaum dass sie ihn neu verbunden hatte. Die Salbe, mit der sie ihn eingerieben hatte, ließ den stechenden Schmerz in seiner Brust in wohltuende Wärme übergehen. Er schloss die Augen und war im nächsten Moment bereits eingeschlafen.

Drei Tage später war Jim wieder so weit hergestellt, dass er sich allein aufrichten konnte, und weitere vierundzwanzig Stunden später gab es nichts mehr, was ihn noch im Bett halten konnte.

Als im Osten die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne durch das Fenster in seinem Zimmer fielen, schlug Jim seine Decke zurück und schwang die Beine aus dem Bett.

Vorsichtig setzte er seine Füße auf den Holzfußboden.

Vorsichtig deshalb, weil das ständige Brennen und Pochen in seinem Oberkörper inzwischen fast erträglich geworden war und er nicht das geringste Interesse daran hatte, diese Schmerzen erneut aufleben zu lassen.

Er verharrte geraume Zeit in sitzender Haltung, atmete tief ein und stand schließlich auf.

Zu seiner Überraschung meldete sich weder das Brennen noch das Pochen. Nach einem kurzen Moment des Suchens fand er seine Kleider auf der Spiegelkommode.

Seine Sachen waren alle frisch gewaschen und zusammengelegt, die Hose sogar gebügelt, nur das Hemd fehlte. Stattdessen lag ein flaschengrünes Baumwollhemd neben seiner Wäsche, das ihm nicht gehörte. Der Form und dem Aussehen

nach stammte es wahrscheinlich aus dem Kleiderschrank jenes Mannes, der ihn vor den Zähnen des Wolfs gerettet hatte. Jim glaubte sich jetzt auch zu erinnern, dass sein eigenes Hemd völlig zerfetzt und blutig gewesen war.

Er zog sich an, schnallte sich als Letztes seinen Waffengurt um und ging aus dem Zimmer.

Der Raum, den er danach betrat, war eine Art Wohnküche mit einem gusseisernen Herd, über dem zahlreiche Töpfe und Pfannen hingen, einer Spüle und einer rustikal wirkenden Eckbank.

Ein großer Tisch, drei Stühle und ein Schrank, hinter dessen Glastüren die verschiedenen Teile eines Kaffeeservices mit Blümchenmuster ausgestellt waren, vervollständigten die Einrichtung.

Die Wohnküche zeigte, wie auch sein Krankenzimmer, deutlich die Handschrift einer Frau.

Eine saubere, blauweiß karierte Tischdecke, ein Gesteck aus getrockneten Prärieblumen und ein Glas mit selbst gemachter Marmelade waren nicht unbedingt Dinge, die man in einem reinen Männerhaushalt antreffen konnte, erst recht keine Sitzkissen mit Blümchenüberzug, wie sie auf der Eckbank drapiert waren.

Sein Retter saß an der Stirnseite des Tisches und wischte gerade mit einem Brotkanten den letzten Rest seiner Frühstückseier auf seinem Teller zusammen. Von der jungen Frau war nichts zu sehen.

»Sarah ist seit gestern draußen bei den Wilsons«, sagte der Mann, als hätte er Jims Gedanken erraten. »Mikes Frau bekommt ihr erstes Kind und es scheint Komplikationen zu geben.«

»Sarah, ist das Ihre Tochter?«

»Yeah«, sagte der Mann. »Mein Name ist übrigens Leeson, Montgomery Leeson. Sie können aber Monty zu mir sagen, das tun eh alle in Mulford.«

»Mein Name ist Jim Crown, ich bin US-Marshal.«

»Ich weiß, ich habe schließlich Ihren Stern gesehen«, erwiderte Leeson mit einem seltsamen Ausdruck im Gesicht.

»Ich hoffe, das stört Sie nicht.«

»Keineswegs«, erwiderte Leeson hintergründig.

Jim nickte mechanisch.

So sehr er sich auch den Kopf über das plötzliche Verhalten des Alten zerbrach, er kam nicht dahinter, auf was Leeson hinaus wollte. Da er auch nicht die Absicht hatte, seinen Lebensretter mit irgendwelchen unbedachten Worten vor den Kopf stoßen, wechselte er das Thema.

»Ihre Tochter versteht wohl sehr viel von Medizin?« Dabei legte er seine Hand demonstrativ auf die Brust.

Leeson zuckte mit den Schultern, das seltsame Lächeln in seinem Gesicht war jetzt wie weggewischt. »Liegt wohl in der Familie, ihr Opa war Arzt, ihr Bruder auch.«

»Aha«, sagte Jim knapp.

Leeson hob den Kopf und in seiner Stimme lag Bitterkeit, als er dem Marshal antwortete: »Das Schicksal hat es trotzdem nicht gut mit meiner Kleinen gemeint. Ihre Mutter ist gestorben, als sie noch keine drei Jahre alt war, und ihr Bruder im Krieg gefallen. Es hat ihnen nichts genutzt, dass die halbe Familie aus Ärzten bestand.«

»Das tut mir leid«, sagte Jim mit ehrlichem Bedauern.

»Lassen wir das«, sagte Leeson und schob den Teller von sich. »Reden wir lieber von Ihnen. Ich schätze mal, dass Sie nichts gegen ein anständiges Frühstück einzuwenden haben. Nach dem bisschen Brühe, das Ihnen Sarah die letzten Tage

eingeträufelt hat, müssen Sie doch Hunger wie ein Wolf haben.«

»Und ob, ich glaube, ich könnte einen ganzen Ochsen verdrücken.«

Monty Leeson lachte und erhob sich.

»Mit einem Ochsen kann ich zwar nicht dienen, aber was halten Sie von ein paar Spiegeleiern, einer anständigen Portion Speck und frisch gebackenem Brot?«

»Wann?«

»In den nächsten zehn Minuten, Sie können sich ja so lange einen Kaffee einschenken, während ich den Herd wieder anfeuere. Die Kanne steht da vorne, eine Tasse finden Sie im Schrank.«

Eine halbe Stunde, sechs Eier und ein Pfund Speck später lehnte sich Jim auf seinem Stuhl zurück und rieb sich den Bauch.

»Ich glaube, wenn ich jetzt noch einen Bissen essen müsste, würde ich platzen. Verdammt Monty, das war das beste Frühstück, das ich je gegessen habe.«

»Danke, aber ich an Ihrer Stelle wäre da vorsichtig mit dem Lob. Sie wissen ja gar nicht, was Sie hier noch alles erwartet.«

Jim beugte sich abrupt nach vorne. »Was meinen Sie damit?«, fragte er Monty direkt.

Er konnte sich im Moment keinen Reim auf Leesons Worte machen, aber der seltsame Unterton in dessen Stimme hatte ihn hellhörig gemacht. Jetzt lag auch wieder dieser eigenartige, hintergründige Ausdruck auf dem Gesicht des Alten.

*

»Nun, in Ihrer Verfassung werden Sie wohl noch einige Tage

mein Gast sein und ...«

»Ich fürchte, da irrst du dich, Monty«, unterbrach der Marshal Monty und nahm ruckartig seinen Oberkörper hoch. »Ich muss schnellstens wieder nach Austin zurück, ins Hauptquartier. Gouverneur Coke wartet bestimmt schon ungeduldig auf meine Rückkehr.«

Und Mary Ann auch, dachte Jim, aber das behielt er für sich.

Monty quittierte seine Worte mit einem schmalen Lächeln.

»Ich fürchte, der Einzige von uns beiden, der sich hier irrt, sind Sie. Sie können zwar schon wieder aufstehen, sich anziehen und herumlaufen, aber das war es dann auch schon. Sehen Sie sich doch an! Wenn Sie in Ihrem Zustand auf ein Pferd steigen, kommen Sie keine zwei Meilen weit, dann sind Ihre Wunden wieder aufgebrochen und der Blutverlust wird Sie aus dem Sattel werfen. Ob Ihnen da draußen in der Wildnis aber diesmal jemand zu Hilfe kommen wird, dürfte mehr als fraglich sein.«

Obwohl ihm die Worte des Alten überhaupt nicht behagten, musste sich Jim im Stillen eingestehen, dass der Mann recht hatte. Allein das abrupte Hochnehmen des Oberkörpers hatte seiner Kehle beinahe einen Schmerzensschrei entlockt. Obwohl er sich bemühte, flach zu atmen, ebte das unangenehme Pochen in seiner Brust nur langsam ab.

In diesem Zustand würde er tatsächlich keine zwei Meilen weit kommen.

»Na gut«, sagte er schließlich einsichtig. »Ich muss leider zugeben, dass du recht hast. Aber dafür hätte ich gerne eine Antwort auf meine Frage. Was hast du damit gemeint, als du sagtest, dass ich nicht weiß, was mich hier noch alles erwartet?«

Monty Leasons Gesicht wurde augenblicklich ernst, als er

dem Marshal antwortete: »Tja, was soll ich sagen, das ist eine ziemlich lange Geschichte.«

»Das macht nichts«, erwiderte Jim. »Wie du schon gesagt hast, wird es noch eine Weile dauern, bis ich wieder so weit bin, dass ich im Sattel sitzen kann. Ich habe also genügend Zeit, um mir deine Geschichte anzuhören.«

Leeson schien einen Moment lang zu überlegen, stützte dann die Arme auf der Tischkante ab und faltete die Hände. Sein Gesicht wurde plötzlich ernst, als er schließlich anfang zu reden.

»Alles begann damit, dass die Leute von der Eisenbahn Lampasas den Vorzug vor Mulford gaben, wahrscheinlich, weil es zu teuer war, die Schienen durch die Berge zu verlegen. Jedenfalls wurde aus unserer kleinen, aufstrebenden Town, die sich sogar Hoffnung machte, durch den Eisenbahnanschluss Countyhauptstadt zu werden, binnen eines halben Jahres ein trauriges Nest, von dem die Welt nichts mehr wissen will. Mehr als die Hälfte der Bewohner verließen Mulford in Richtung Lampasas und ein Geschäft nach dem anderen machte dicht, unter anderem auch die Zeitung und die Bank. Als dann auch die Postkutschenlinie ihren Betrieb einstellte, waren wir endgültig Niemandsland. Inzwischen haben wir hier nicht einmal mehr einen Sheriff, obwohl noch immer fast sechzig Menschen hier aushalten, mich eingekerkert.«

»Darf ich fragen, was dann dich und die anderen Leute noch hier hält, wenn ihr wisst, das Mulford keine Zukunft mehr hat?«

Monty zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung, Bequemlichkeit vielleicht, die Hoffnung auf bessere Zeiten, oder aber das Wissen, das Mulford das Ende ist. Die meisten Leute hier

sind so alt wie ich oder noch älter. Sie haben ihre ganze Energie in den Aufbau der Stadt gesteckt und jetzt einfach keine Kraft mehr, irgendwo noch einmal neu anzufangen. Warum auch, eigentlich geht es uns ja nicht schlecht. Gut, hier ist alles ein bisschen einfach, aber wir haben unser Auskommen und unseren Frieden. Jedenfalls hatten wir den bis vor einem halben Jahr.«

Crown wurde hellhörig. »Wieso, was ist passiert?«

»Sagt dir der Name Jack Barton etwas?« Monty ging nun auch zum du über.

Jim runzelte die Stirn und überlegte. »Nein«, sagte er schließlich. »Wer ist das?«

Monty Leasons Gesicht verzog sich abfällig.

»Der größte Drecksack westlich vom Rio Brazos. Ein Pferdedieb, Halsabschneider und Betrüger, der ehrliche Arbeit scheut wie der Teufel das Weihwasser. Aber er kann Reden schwingen wie ein Senator vor der Wahl ins Repräsentantenhaus. Wahrscheinlich ist es ihm deshalb gelungen, den gesamten Abschaum rund um das Edwards Plateau um sich zu versammeln. Die Bande lebt inzwischen davon, abgelegene Siedlungen zu überfallen.«

Jim hob irritiert die Augenbrauen. »Das verstehe ich nicht ganz. Hast du mir nicht gerade erklärt, dass in Mulford nichts zu holen ist?«

»Schon, aber ein bisschen was geht immer. Gemüse aus dem eigenen Garten, getrocknete Wildbeeren, Nüsse und Kräuter aus dem Wald, ein bisschen Fallenstellen hier, ein bisschen Fischen da und das, was übrig bleibt, in Lampasas verkaufen. So kommt man zwar zu keinen Reichtümern, aber für den einen oder anderen Dollar unterm Kopfkissen oder im Wäscheschrank reicht es allemal.«

»Im Wäscheschrank?«

»Natürlich, oder auch in der Zuckerdose. Es gibt hier ja keine Bank mehr.«

Jim nickte verstehend, während ihm allmählich klar wurde, was Leeson damit sagen wollte.

»Aber genau das weiß auch Barton«, sagte Monty wie zu seiner Bestätigung. »Er und seine Bande von Hurensöhnen wissen sehr wohl, dass es hier keinen Sheriff gibt und sich ein Marshal oder einer von den Texas Rangern nur alle Schaltjahre hierher verirrt. Darum besuchen sie uns auch regelmäßig.«

»Das lohnt sich für Barton?«, fragte Jim skeptisch. »Er ist schließlich nicht allein.«

Monty nickte bitter. »Allerdings, es sind zwar keine Millionen, die sie erbeuten, aber hier fünf Dollar unter dem Kopfkissen, da einen Zehner im Wäscheschrank, dazu Proviant aus dem Store, ein Dutzend Gläser Eingemachtes aus einem Keller und einen Karton Whiskyflaschen aus dem Saloon ergeben, wenn man es zusammennimmt, doch eine recht beachtliche Beute, besonders, wenn man bedenkt, dass es hier auf dem Edwards Plateau mindestens noch sechs oder sieben andere Siedlungen gibt, die so wie Mulford den Fortschritt verpasst haben. Glaub mir, Marshal, die Kerle leben wie die Maden im Speck.«

»Warum wehrt ihr euch nicht? Die Bande besteht, wenn ich dich richtig verstanden habe, aus zwölf Männern. Aber allein in Mulford gibt es sechzig Leute und in den anderen Orten wird es wahrscheinlich genauso aussehen. Verdammt Monty, das macht fast vierhundert texanische Bürger gegen zwölf dreckige Halunken. Ich verstehe nicht, wo hier das Problem ist!«

»Das kann ich Ihnen sagen!«, antwortete eine spöttische

Stimme.

*

Jim drehte den Kopf, blickte zur Tür und war nicht minder erstaunt als sein Gastgeber. Während dieser jedoch aufsprang und mit weit ausgebreiteten Armen freudestrahlend auf die Eingangstür zulief, begnügte sich der Marshal mit einem knappen, aber anerkennenden Kopfnicken.

Der Sprecher war niemand anderes als der blonde Engel, der ihn verarztet hatte.

»Sarah, du bist schon zurück?«, sprudelte es über Montys Lippen. »Nach allem, was du erzählt hast, habe ich eigentlich erst morgen mit dir gerechnet.«

Bevor die junge Frau antworten konnte, wurde sie von ihrem Vater stürmisch umarmt.

»Du weißt ja gar nicht, wie ich mich freue, dass du wieder zuhause bist.« Dabei küsste er sie rechts und links auf die Wange.

»Der liebe Gott hat anscheinend gewusst, dass ich müde bin, und ein Einsehen gehabt. Kathreen hat heute Nacht einen strammen Sohn zur Welt gebracht«, erwiderte Sarah, indes sie sich mit einem gequälten Lächeln aus der Umarmung ihres Vaters befreite. Scheinbar war ihr das Ganze in Gegenwart von Fremden etwas peinlich.

Jim nahm deshalb diskret den Blick zur Seite, bis Monty ihn ins Gespräch brachte.

»Ich habe es schon immer geahnt, du bist noch besser als dein Großvater oder dein Bruder, obwohl du kein gelernter Arzt bist. Sieh nur, dein Patient mit den Wolfsbissen ist auch schon wieder auf den Beinen.«

»Wie schön für ihn«, sagte Montys Tochter spröde, während sie zu Jim herüber blickte. »Dann kann er ja morgen wieder nach Hause reiten, denn helfen wird er uns wohl kaum.«

»Sarah!«, erwiderte ihr Vater entsetzt. »Wie kannst du nur so über Mister Crown reden? Er ist immerhin ein Marshal.«

»Und?«, schnappte Sarah. »Hat er vielleicht gesagt, dass er uns helfen will?«

Als Leeson betreten zu Boden blickte, wurde die Miene seiner Tochter noch um eine Spur frostiger.

»Siehst du, also ist er auch nicht besser als alle anderen, und jetzt lass mich vorbei!«

»Wo willst du hin?«

»In mein Zimmer, Pa. Ich muss das Bett abziehen und durchlüften, bevor ich dort wieder schlafen kann.«

»Sie halten wohl nicht viel von mir?«, fragte Crown, als die junge Frau in ihrem Zimmer verschwinden wollte.

Sarah Leeson, die gerade im Begriff war, ihre Hand auf die Türklinke ihrer Zimmertür zu legen, blieb abrupt stehen, drehte sich um und bedachte Jim mit einem spöttischen Lächeln.

»Das ist richtig, aber wenn es Sie beruhigt, ich halte von Männern im Allgemeinen nicht viel.«

»Und warum, wenn ich fragen darf?«

»Ich bin hier in Mulford geboren und muss zusehen, wie der Ort in den letzten Jahren immer mehr den Bach hinunter geht, ohne dass irgendjemand daran etwas ändert. Die Einzigen, die dagegen aufbegehrten, waren zwei Frauen, die ihre Männer und die Kinder in einen Planwagen packten und woanders einen Neuanfang wagten. Aber ich kenne keinen Kerl, der Manns genug ist, hier etwas zu ändern, Sie eingekommen, auch wenn Sie sich Marshal schimpfen. Seien Sie ehr-

lich, auch wenn Sie hier große Reden schwingen, sobald Sie wieder in der Hauptstadt in Ihrem Büro sitzen, werden die Erinnerungen an meinen Arsch oder meine Brüste das Einzige sein, was Sie noch an Mulford denken lässt.«

»Für eine Frau in Ihrem Alter klingen Sie aber schon ziemlich verbittert.«

»Ist das ein Wunder? Ich möchte Sie mal reden hören, wenn Sie nur vier Wochen hier verbracht haben.«

»Warum gehen Sie dann nicht weg aus Mulford? Sie sind doch noch jung. Was hält Sie hier?«

»Mein Vater! Und ihn hält das Haus hier. Pa wird noch in diesem Jahr vierundsechzig, er fängt nicht noch einmal ganz von vorne an. Sie kennen das doch, einen alten Baum verpflanzt man nicht.«

»Meine Tochter hat recht«, mischte sich Monty in die Unterhaltung ein. »Hier gibt es viel zu viele Erinnerungen, die ich nicht einfach so zurücklassen kann. In diesem Haus bin ich aufgewachsen, hier sind meine Eltern gestorben, hier ist meine Tochter geboren und hier habe ich meine Frau zu Grabe getragen.«

Jim nickte, irgendwie konnte er Monty verstehen. Was er aber nicht verstehen konnte, war der Umstand, dass die gesamte Einwohnerschaft von Mulford tatenlos zusah, wie Jack Barton sie mit schöner Regelmäßigkeit ausplünderte.

»Nun gut«, sagte der Marshal entschlossen und richtete seinen Blick auf Vater und Tochter. »Damit ist wohl alles gesagt.«

»Das heißt, du wirst uns jetzt also verlassen?«, fragte Monty beinahe ängstlich.

»Nein«, erwiderte Jim mit fester Stimme. »Ich bleibe und werde euch helfen, ich trage schließlich einen Marshalsstern.«

Jim hatte die Worte kaum ausgesprochen, als Monty auch schon mit einem Strahlen im Gesicht auf ihn zukam, seine Rechte ergriff und diese mit einer Kraft schüttelte, die ihm der Marshal gar nicht zugetraut hätte.

In seinem Überschwang bedachte Leeson jedoch nicht, dass Jim die Wunden in seiner Brust immer noch zu schaffen machten. Jim verzog das Gesicht, bis ihn Montys Tochter erlöste.

»Jetzt ist es genug Pa, du reißt ihm ja noch den Arm aus.«

Monty ließ die Hand des Marshals los, als hätte er sich daran die Finger verbrannt. Die Verlegenheit ließ sein Gesicht rot werden.

»Entschuldigung, Marshal. Aber ich kann es immer noch nicht fassen. Es ist das erste Mal, dass uns jemand außerhalb von Mulford seine Hilfe anbietet.«

»Schon gut«, sagte Jim. »Dann zeig mir mal das Städtchen, damit ich mir ein Bild von den örtlichen Gegebenheiten machen kann. Danach müssen wir reden, am besten hol auch den Gemeinderat dazu, wenn es hier so etwas gibt.«

Während sie hinausgingen, bemerkte Jim aus den Augenwinkeln heraus, wie sich in Sarah Leasons Mundwinkel für einen Moment der Anflug eines Lächelns stahl.

Auch wenn es nur für einen Moment war, so erfüllte es Jim mit Zuversicht, dass sein Entschluss richtig war. Außerdem sah das Mädchen weitaus hübscher aus, wenn es lächelte.

*

»Halt, wer ist da?«

Das metallische Klacken, das immer dann erklang, wenn jemand den Abzugshahn eines Gewehres spannte, hallte bei-

nahe überlaut durch die Dämmerung. Otis Haggard zuckte erschrocken im Sattel zusammen und wäre beinahe vom Pferd gefallen.

Verdammt, durchzuckte es ihn, ich sollte weniger saufen, sonst breche ich mir eines Tages doch noch das Genick.

»Antworte, verflucht noch mal, oder ich jage dir eine Kugel in den Balg!«

»Ich bin's, Otis, und jetzt hör endlich auf herumzuschreien, dich hört man ja bis nach Mexiko!«, antwortete Haggard, dessen Sinne immer noch vom Alkohol umnebelt waren.

»Otis, bist du das?«

»Natürlich, oder was hast du denn gedacht, der Weihnachtsmann vielleicht?«

»Was willst du denn um diese Zeit noch hier? Verdammt, du alter Suffkopp, du weißt doch genau, dass es Jack nicht gern hat, wenn nachts noch jemand ins Lager will.«

»Ich weiß, aber ich habe eine Nachricht für ihn.«

»Kann das nicht bis morgen warten oder ist die Nachricht so wichtig?«

»Wenn sich ein US-Marshal hier in der Gegend herumtreibt, ist die Nachricht immer wichtig.«

»Scheiße, das ist natürlich etwas anderes. Warte einen Moment, ich sage Ben Bescheid, dann bring ich dich ins Lager.«

Haggard nickte, er wusste, dass Jack Barton nachts immer zwei Männer auf Wache schickte.

Das Risiko, dass einer, wenn er alleine auf Posten war, einschliefe und sich so unliebsame Besucher heranschleichen konnten, war ihm zu groß.

Es dauerte nicht lange, bis der Posten sein Pferd neben Haggard zügelte.

»Also los, beeilen wir uns, auch wenn Jack von deiner Nach-

richt nicht begeistert sein wird.«

Dann gab er seinem Pferd die Sporen und ritt los, ohne sich weiter um Haggard zu kümmern.

Zehn Minuten später erreichten sie ein kleines Tal, das von hohen Felswänden begrenzt war.

Auf der Südseite waren die Konturen mehrerer ausrangierter Armeezelte zu sehen, in deren Mitte ein schwach glimmendes Feuer brannte. Davor hatten sich mehrere Männer versammelt. Einen Steinwurf entfernt drängten sich ihre Pferde um einen Haufen aufgeschüttetes Gras.

Als die beiden bis auf wenige Yards herangekommen waren, erhob sich am Feuer eine klobige Gestalt und kam ihnen mit weit ausgreifenden Schritten entgegen.

Jack Barton war auch aus der Entfernung gesehen eine imposante Erscheinung. Ein Klotz von einem Kerl, ungehobelt, wuchtig und mit einem grobschlächtigen, brutalen Gesicht. Die schiefe Nase, die wahrscheinlich schon öfters gebrochen war, als ein Jahr Sonntage zählte, und die blumenkohllartigen Ohren zeigten deutlich auf, dass er keiner körperlichen Auseinandersetzung aus dem Weg ging. Genauso wie das Fehlen von drei Vorderzähnen, das zu sehen war, als er den Mund öffnete, um die Ankömmlinge anzusprechen.

»Verdammt Roy, was will der denn hier?«, sagte Barton und deutete auf Haggard. »Du weißt doch genau, dass ich es nicht leiden kann, wenn nach Einbruch der Dämmerung noch jemand ins Lager kommt.«

»Ich weiß, Boss«, sagte der Mann, den Barton mit Roy angesprochen hatte. »Aber Otis hat da ein paar Nachrichten, die dich brennend interessieren dürften.«

»So, so, da bin ich aber gespannt«, sagte Barton und richtete den Blick neugierig auf Haggard. »Also los Otis, raus mit der

Sprache, was hast du uns zu erzählen?«

Der alte Säufer nahm den Kopf hoch und machte ein wichtiges Gesicht, während er die Männer musterte, die inzwischen alle langsam näher kamen.

»Etwas Wichtiges, etwas sehr, sehr Wichtiges«, nuschelte er bedeutungsvoll.

Barton kniff die Augen zusammen und beugte sich etwas vor. Dann hielt er seine Nase in Haggards Richtung und schnüffelte wie ein Terrier auf der Fuchsjagd.

»Was redest du da, hast du wieder gesoffen?«

»Das wäre ja nichts Neues«, sagte einer der umstehenden Männer.

Die anderen lachten.

»Ja, lacht nur«, keifte Haggard verärgert. »Ich bin gespannt, ob ihr immer noch lacht, wenn euch erst der Marshal im Nacken sitzt.«

In dem kleinen Camp wurde es augenblicklich totenstill. Für Sekunden waren das Prasseln und Knacken des Lagerfeuers und das Schnauben der nahen Pferde die einzigen Geräusche, die zu hören waren. Dann nahm Barton seine Hände hoch, packte Haggard gleichzeitig an Hosenbund und Hemdkragen und hievte ihn mit einer Leichtigkeit aus dem Sattel, als handelte es sich bei ihm um einen alten Lappen und nicht um einen Mann, der fast einhundertvierzig Pfund wog.

»Was faselst du da?«, grollte Barton, während er Haggard wie eine Spielzeugfigur auf dem Boden abstellte. »Was soll das dumme Gerede von einem Marshal? Du weißt doch, dass mich dieses Wort ziemlich ärgerlich macht, und wenn ich ärgerlich werde, bin ich unausstehlich.«

Haggard hob abwehrend die Hand. »Das ist kein dummes Gerede! Ich habe den Sternträger mit eigenen Augen gese-

hen.«

Der Anführer der Banditen nahm augenblicklich die Hände von Haggard.

»Deshalb bin ich ja noch heute Abend zu euch herausgekommen.«

»Dann schieß mal los, erzähl uns was über diesen Marshal.«

»Immer langsam mit den jungen Pferden«, sagte Haggard, in dessen Augen jetzt ein gieriges Funkeln trat. »Solche wichtigen Nachrichten sind dir doch sicherlich mehr wert als die üblichen zehn Dollar, die ich sonst für meine Tipps bekomme.«

Wortlos langte Barton in seine Hosentasche, zog ein paar Scheine hervor, überflog ihren Wert und hielt sie dann Haggard vor die Nase.

»Hier, das sind vierzig Mäuse, das verdient ein guter Cowboy nicht mal im Monat. Also mach jetzt das Maul auf und rede, bevor ich es mir anders überlege.«

Haggard kicherte, griff nach dem Geld und ließ die grünen Scheine mit einer blitzschnellen Handbewegung unter seinem Hemd verschwinden.

»Letzte Woche ist ein Marshal nach Mulford gekommen.«

»Woher weißt du das?«

»Mike, der Salooner, hat es mir gesagt. Ich konnte es zunächst auch nicht glauben und habe mich deshalb etwas umgesehen. Und tatsächlich, in Mulford hat sich ein leibhaftiger US-Marshal einquartiert. Ein richtiger Eisenfresser, so groß wie du, Jack, und mit einem verdammt tief sitzenden Schieß-eisen.«

»Und wo ist der untergekommen? In Mulford gibt es kein Sheriff Office.«

»Beim alten Monty.«

»Monty?«, sagte Barton und kratzte sich nachdenklich am Hinterkopf.

»Monty Leeson«, sagte der junge Saunders schrill. »Der alte Sack mit der hübschen Tochter. Die beiden wohnen am Ende von Mulford, gleich das erste Haus, wenn man von Norden her in das Kaff reitet.«

»Du kennst dich aber gut aus«, antwortete Barton mit einem dreckigen Grinsen, während er sich William Saunders zuwandte. »Würdest die Kleine wohl gerne mal flachlegen, was?«

»Weiß unser Jüngelchen überhaupt, wie das geht?«, fragte einer der Männer unter dem Grölen der anderen.

Saunders wirbelte herum, als wäre er auf eine Klapperschlange getreten. »Halt dein Maul oder ich mach dich alle!« Dabei klatschte er mit der Rechten provozierend auf das Leder seines Revolverholsters.

»Schluss jetzt!« Die Stimme von Jack Barton klang grollend. »Soweit kommt es noch, dass wir uns wegen eines Weibstücks gegenseitig aus den Stiefeln holen. Legt euch jetzt schlafen, wir reiten Morgen nach Mulford, und zwar in aller Frühe.«

»Okay«, sagte Haggard und legte seine Rechte auf das Sattelhorn, um sich wieder auf den Rücken seines Pferdes zu ziehen. »Dann werde ich mich auch mal wieder auf den Weg machen.«

»Nichts da«, sagte Barton und drehte sich langsam wieder zu Haggard hin. »Du bleibst hier, du wirst überhaupt nirgends mehr hingehen.«

Haggard drehte den Kopf und wurde blass, als er sah, das Barton seinen Colt in der Hand hatte.

»Was soll das, Jack! Warum hast du deinen Colt gezogen?

Du willst doch nicht etwa auf deinen alten Partner schießen, der dich immer mit den neuesten Informationen versorgt?«

Haggard schüttelte den Kopf und lachte. Es klang schrill und die Angst in seiner Stimme war nicht zu überhören.

»Nein«, sagte er. »Das wirst du nicht, nicht wahr Jack?«

Barton hob unbeeindruckt die Waffe und drückte ab.

Das Krachen des Schusses brach sich als mehrfaches Echo an den schroffen Felswänden.

Haggard starrte den Anführer der Banditen aus geweiteten Augen an, während hinter ihm sein Pferd nervös scheute. Dann sank er langsam zu Boden und blieb auf der Seite liegen. In seinen weit aufgerissenen Augen spiegelten sich die gelbroten Flammen des Lagerfeuers.

»Musste das sein?«, fragte einer der Männer, ein untersetzter Mexikaner mit einem riesigen, sichelförmigen Schnauzbart, der fast seine ganze untere Gesichtshälfte bedeckte.

Ramon Melardo galt als rechte Hand von Barton.

Der Banditenboss nickte düster. »Haggard wurde mit seiner Sauferei allmählich zum Risiko. Jetzt ist er auch noch gierig geworden, das ist eine ungesunde Mischung. Glaub mir, es hätte nicht mehr lange gedauert, und er hätte sein Wissen auch an die Sternträger verkauft.«

»Meinst du? Ich kann mir nicht vorstellen, dass die so großartig an uns interessiert sind. Wir rauben keine Züge oder Postkutschen aus, gehen den Sternträgern aus dem Weg und meiden die großen Städte. Dass wir uns ab und zu in ein paar abgelegenen Dörfern bedienen, juckt doch außerhalb der Berge kaum einen.«

»Anscheinend doch, oder wie erklärst du dir sonst diesen Marshal in Mulford?«

»Mierda«, fluchte der Mexikaner und spuckte auf den Bo-

den. »Du hast wohl recht.«

*

Die Turmuhr der kleinen Kirche von Mulford schlug zur achten Abendstunde, als sich die Männer in Monty Leasons Wohnküche von ihren Plätzen erhoben und sich langsam auf den Heimweg machten.

Sie waren alle gekommen, Henry Fielder, der Storebesitzer und Bürgermeister, Sam Potter, der Schmied, Mike Iverson, der Besitzer des einzigen Saloons von Mulford, und Reuben Kirkland, der Pfarrer und Dorfschullehrer. Dazu noch zwei Männer mittleren Alters, von denen Monty behauptete, dass sie die Nase voll von Barton und seinen Bandoleros hatten.

Es gab viele Fragen, aber am Ende war es nur der junge Schmied, der Marshal Crown seine Hilfe zusagte, alle anderen wollten keinen Ärger, sie hatten sich anscheinend mit ihrem Schicksal abgefunden.

»Ich kann es immer noch nicht glauben«, sagte Monty und schüttelte den Kopf, während er die Haustür hinter dem letzten Besucher abschloss. »Es geht kein Tag vorbei, an dem nicht einer von ihnen über Barton und seine Bande flucht, aber wenn es darauf ankommt, dann kneifen alle.«

»Ich denke, sie wissen jetzt, warum ich von Männern im Allgemeinen und besonders von denen aus Mulford nicht viel halte«, sagte Sarah Leeson, die gegenüber vom Marshal am Tisch saß.

»Ich verstehe diese Leute nicht«, sagte Crown niedergeschlagen. »Es muss doch jeder wissen, dass er keine Zukunft in Mulford hat, wenn er nicht endlich mit dem Arsch hochkommt und etwas gegen diese Bandoleros unternimmt.«

»Oh doch, aber davon will hier niemand wirklich etwas wissen«, behauptete die junge Frau.

»Es wäre allen am liebsten, wenn sie noch ein paar Marshals aus der Hauptstadt zur Hilfe holen und Barton und seine Bande in Grund und Boden schießen.«

Jim klatschte ärgerlich mit der Hand auf die Tischplatte.

»Aber genau das ist der falsche Weg. Wenn sich die Leute nicht selber helfen können, nutzt es nichts, wenn ich für sie Barton aus dem Weg räume. Texas ist groß und unsere Probleme mit den Indianern und Banditen auch. Der Gouverneur kann nicht ständig einen Trupp Marshals hier abstellen und den Rest des Landes schutzlos lassen. Was machen die Leute in Mulford also, wenn ein neuer Barton kommt und sie ausraubt? Denn dass einer kommt, das ist so sicher wie das Amen in der Kirche. So leicht, wie man hier an kostenloses Essen und Trinken kommt und noch nebenbei ein schönes Taschengeld einsacken kann, wird es einem nur selten gemacht. Denkt denn hier keiner an die Frauen?«

»Was haben die denn damit zu tun?«, wollte Leeson wissen.

Die Augen des Marshals funkelten ärgerlich, als er ihm antwortete: »Wie naiv bist du eigentlich, Monty? Irgendwo da draußen in den Bergen haust eine Bande von Bandoleros. Gesetzeslose Männer, die keinen anderen Umgang kennen als mit ihresgleichen. Bisher haben sie euch nur den Schnaps und Proviant gestohlen und sind dann zurück in ihr Lager geritten. Aber was ist, wenn sie den Schnaps mal hier trinken und ihnen dabei zufällig jemand wie deine Tochter über den Weg läuft? Glaubst du, die schenken ihr dann Blumen?«

Monty wurde plötzlich leichenblass.

»Ich kann sehr wohl auf mich aufpassen, Marshal. Der Mann, der ungestraft Hand an mich legt, muss erst noch ge-

boren werden«, sagte Sarah entschlossen.

Crown verzog den Mund zu einem bitteren Lächeln. Entweder waren die Leute einfach so naiv oder sie zweifelten an seinen Worten. Ihm wurde klar, dass er hier mit Worten nicht viel erreichen konnte, hier half nur die harte Tour.

»Ihr habt ja alle keine Ahnung«, erwiderte Jim leise, dann explodierte er förmlich.

Sich aufrichten, Sarah wie eine junge Katze am Genick packen und ihr Gesicht so nahe an das seine zu bringen, dass sich ihre Lippen fast berührten, und dabei gleichzeitig den Colt ziehen und die Mündung auf Montys Kopf richten, war eine einzige fließende Bewegung. Dann spannte er den Abzug und hauchte Sarah einen Kuss auf die Wange, während ihr Vater einen Schritt nach hinten machte und die Hände mit einer hilflosen Geste abwehrend von sich streckte.

»Jack Barton hätte es wahrscheinlich nicht bei einem Kuss belassen«, sagte Jim härter, als er es eigentlich beabsichtigt hatte.

Dann nahm er den Colt herunter, ließ Sarah los und steckte die Waffe wieder zurück ins Holster. Sekundenlang sagte keiner der beiden Leasons einen Ton.

Entsetzen stand in ihren Gesichtern. In der Stille, die im Raum herrschte, war nur der keuchende Atem von Monty und seiner Tochter zu hören.

Sie war es schließlich, die sich als Erste wieder zu Wort meldete.

Ihr Gesicht war von einer hektischen Röte überzogen und in ihren Augen flackerte es immer noch. Crowns Vorstellung hatte sie offensichtlich nachhaltig beeindruckt.

»Ich glaube, ich habe verstanden. Wie können wir Ihnen helfen?«

»Wie viele Waffen habt ihr hier im Haus?«

»Nur das Gewehr, das mein Vater mitnimmt, wenn er in die Berge reitet, und einen alten LeMat Revolver aus dem Bürgerkrieg. Warum fragen Sie?«

»Wie viele Waffen könnten Sie auftreiben, ohne dass es gleich die halbe Einwohnerschaft von Mulford mitbekommt?«, antwortete Jim mit einer Gegenfrage.

»Keine Ahnung, vielleicht drei oder vier. Ich glaube, Sam hat einmal erwähnt, dass er irgendwo in seiner Werkstatt vom Krieg her noch drei Gewehre herumliegen hat.«

»Sam? Ist das der Schmied, der uns seine Hilfe angeboten hat?«

Sarah nickte.

»Gut, dann sollten wir ihm noch heute Abend einen Besuch abstatten.«

»Was hast du vor, Marshal?«, fragte Monty, der sich seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen immer noch nicht von Crowns Aktion erholt hatte.

»Wir müssen diese Bandoleros auf der Straße zum Kampf stellen. Abwarten und sich in den Häusern verbarrikadieren, ist zwecklos, dort sitzen wir wie Ratten in der Falle.«

»Wie soll das gehen? Die sind zwölf und wir höchstens zu viert.«

»Eben«, sagte Jim. »Deswegen brauchen wir überall in der Stadt Waffen, damit wir sie unter Dauerfeuer nehmen können. Die Kerle dürfen nicht eine Sekunde zur Ruhe kommen.«

»Barton unter Dauerfeuer nehmen?«, sagte Monty kopfschüttelnd. »Marshal, du bist verrückt!«

Jim grinste. »Sind wir das nicht alle hier drin?«

*

»Gute Nacht, Sarah«, sagte Jim.

»Gute Nacht, Marshal«, erwiderte Leasons Tochter, während sie vergeblich versuchte, ein Gähnen zu unterdrücken.

Es war inzwischen weit nach Mitternacht und sie waren alle so müde, dass sie fast im Stehen eingeschlafen wären. Aber die Anstrengungen hatten sich gelohnt, jedenfalls war der Marshal dieser Meinung. Potter war es tatsächlich gelungen, noch zwei weitere Waffen aufzutreiben, ohne dass jemand Verdacht schöpfte. Gemeinsam mit den anderen Waffen waren sie wie Diebe durch das nächtliche Mulford geschlichen und hatten die drei Gewehre und den Revolver an den zentralen Punkten der kleinen Ortschaft versteckt. Eine Spencer Rifle beim Mietstall, eine Winchester neben dem Store, eine andere im Hinterhof des Saloons und den zehnschüssigen Le-Mat Revolver bei der Kirche. Dann hatten sie noch einmal ihren Plan besprochen, den der Marshal zusammen mit den Männern ausgebrütet hatte, und sich schließlich wieder auf den Heimweg gemacht.

Der Morgen war nicht mehr weit und niemand wusste, wann die Bandoleros wieder nach Mulford kamen. Deshalb sollten sie auf jeden Fall ausgeschlafen sein.

»Jim«, sagte Sarah, als der Marshal in ihr Zimmer gehen wollte, das man ihm zur Verfügung gestellt hatte.

Das Haus der Leasons war nicht allzu groß, es gab kein Gästezimmer, deshalb schlief Sarah zusammen mit ihrem Vater im elterlichen Schlafzimmer.

Jim, der gerade über die Türschwelle in das Zimmer treten wollte, verharrte mitten in der Bewegung. Verwundert drehte er den Kopf. Es irritierte ihn nicht, dass ihn die junge Frau angesprochen hatte, er war nur überrascht, dass sie ihn beim Vornamen genannt hatte. Das hatte sie in der ganzen Zeit, seit

er hier war, nicht ein einziges Mal getan.

»Ja?«, fragte er deshalb neugierig und blieb stehen.

»Was meinst du, haben wir eine reelle Chance gegen diese Verbrecher?«

»Ich denke schon«, erwiderte er, aber so sehr er sich auch bemühte, ihr mit fester Stimme zu antworten, klang seine Antwort nicht besonders überzeugend.

Sarah nahm die Unterlippe zwischen die Zähne und in ihre Augen trat ein feuchter Schimmer.

Jetzt weint sie gleich, dachte Jim noch, als Sarah mit einem leisen Schluchzen nach vorne in seine Arme stürzte.

Überrascht und auch etwas verlegen legte Jim seine Arme um die junge Frau, die den Kopf auf seine Brust gelegt hatte und jetzt leise weinte. Mit einem Schlag waren all ihre Selbstsicherheit und ihre beinahe schon an Arroganz grenzende Einstellung zur Männerwelt verflogen. Jetzt war sie nur noch eine junge, hilflose Frau, die nichts als Schutz und Geborgenheit suchte.

»Oh Jim, ich habe solche Angst.«

Instinktiv strich ihr Crown über das weizenblonde Haar.

»Du musst keine Angst haben, Sarah. Wir schaffen das schon.«

Sarah zog schniefend die Nase hoch und wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel. Dann hob sie den Kopf und blickte Jim voller Verzweiflung an.

»Aber wie? Ihr seid nur zu dritt, drei Männer gegen ein Dutzend Bandoleros!«

»Mag sein, aber sie wissen nicht, dass wir sie diesmal erwarten. Du wirst sehen, sobald sie merken, dass wir Widerstand leisten, werden sie von hier fortreiten. Solche Männer fühlen sich nur stark, wenn sie es mit Wehrlosen, Frauen oder Kin-

dern zu tun bekommen. Glaub mir, ich kenne solche Kerle zur Genüge.«

»Und ich, was soll ich dabei tun?«

»Gar nichts, du bleibst in deinem Zimmer und betest. Ein bisschen Beistand von da oben wäre auch nicht schlecht, oder?«

»Du hast recht. Danke für deine Worte, ich glaube, jetzt kann ich ruhiger schlafen.«

Bevor Jim reagieren konnte, nahm Sarah den Kopf hoch und küsste ihn mitten auf den Mund. Dann drehte sie sich abrupt um und lief in das Schlafzimmer ihrer Eltern, wo ihr Vater inzwischen immer lauter zu schnarchen begann.

Jim blieb noch geraume Zeit im Türrahmen stehen und starrte auf die Zimmertür, hinter der Sarah verschwunden war. Dann leckte er sich mit der Zunge über den Mund und zuckte mit den Schultern. Das Bild Sarahs vor Augen ging er schließlich auch schlafen. Bevor er die Augen jedoch endgültig schloss, bedauerte er es noch einmal, dass er nicht zwanzig Jahre jünger war.

*

Das Licht des neuen Tages drang nur schwach durch die dichten Schwaden des Frühnebels.

Jim Crown erhob sich aus seinem Bett und streckte sich. Er griff nach seinen Kleidern auf der Spiegelkommode, schlüpfte in seine Hose, zog Strümpfe und Schuhe an und schnappte sich das blau karierte Handtuch, das Sarah für ihn bereitgelegt hatte.

Es war weich und flauschig und roch wie eine frisch gemähte Wiese.

Er ging in die Küche und bediente den Pumpschwengel. Das Wasser war eiskalt und klar, überhaupt war es für einen Septembermorgen ungewöhnlich kalt. Selbst hier in der Küche herrschten Temperaturen, die ihn frösteln ließen, und er war deshalb nicht überrascht, als er sah, dass die Fensterscheiben fast alle mit Raureif überzogen waren.

Monty hatte wohl recht mit seiner Behauptung, dass der Winter dieses Jahr früh ins Land zog.

Nachdem er sich gewaschen hatte, beeilte er sich mit dem Abtrocknen. Es wurde Zeit, sich das Hemd überzustreifen, auf seinem nackten Oberkörper zeigte sich bereits eine Gänsehaut.

»Guten Morgen, Marshal!«

Jim wandte sich um und nickte Monty zu. »Guten Morgen, ist deine Tochter auch schon wach?«

Der Alte schüttelte den Kopf. »Nein, sie schläft noch wie ein Murmeltier. Das ist aber auch kein Wunder nach der Nacht, normalerweise ist sie nämlich immer spätestens um neun im Bett.«

»Gut«, sagte Jim. »Dann kann ich ja noch einen Rundgang durch Mulford machen, bevor wir zusammen frühstücken. Vielleicht erfahre ich ja noch etwas Neues oder sehe etwas, das mir gestern in der Dunkelheit nicht aufgefallen ist.«

»Gut, ich mach so lange mal Kaffee.«

Jim nickte, ging wieder in sein Zimmer und zog sich vollends an. Dann legte er den Waffengurt um und verließ leise, um Sarah nicht zu wecken, das Haus.

Der Marshal spürte die Angst, die über dem Ort lag, bereits nach seinen ersten Schritten über den Stepwalk. Er erkannte sie in den Augen der wenigen Menschen, die an diesem Morgen unterwegs waren, und an der Art, wie sie sich bewegten.

Keiner von ihnen besaß das Rückgrat, ihm in die Augen zu sehen, sie alle wichen seinen Blicken aus.

Er konnte ihre Angst förmlich riechen.

Das einzig Gute, was er der Situation abgewinnen konnte, war der Umstand, dass ihm alle aus dem Weg gingen und er deshalb nicht heimlich umherschleichen musste, um nachzusehen, ob die versteckten Waffen noch alle an ihrem Platz waren.

Eine halbe Stunde später machte er sich zufrieden wieder auf den Rückweg. Alles war noch so, wie es sein sollte. Er hatte etwa die Hälfte des Weges zum Haus der Leasons zurückgelegt, als sich außer Zufriedenheit noch ein anderes Gefühl in ihm breitmachte. Er kannte dieses Gefühl nur zu gut, schließlich war das Knurren und Grollen seines Magens inzwischen nicht mehr zu überhören.

Aber das war auch kein Wunder, es waren inzwischen mehr als zwölf Stunden vergangen, seit er das letzte Mal etwas gegessen hatte. Nicht einmal ein Schluck Kaffee hatte bis jetzt den Weg in seinen Bauch gefunden.

Instinktiv beschleunigte Jim seine Schritte.

Aber das Schicksal hatte anscheinend etwas dagegen, dass er seinen knurrenden Magen zum Verstummen bringen konnte. Er wusste es im gleichen Moment, in dem er den Reiter von Norden her nach Mulford kommen sah. Er ritt einen ausdauernd wirkenden Fuchswallach, dessen Fell sorgfältig gestriegelt und gepflegt aussah. Der Mann selber jedoch sah aus wie eine zerlumpete Vogelscheuche. Er trug eine fadenscheinige Uniformhose der aufgelösten Armee der Konföderierten, die noch dazu an beiden Knien aufgerissen war, ein verwaschenes Leinenhemd mit mehr Löchern, als Mulford Einwohner hatte, und ausgetretene Armeestiefel mit brüchi-

gem Leder und schief gelaufenen Absätzen.

Der Mann war dürr und hohlwangig, mit einem verlebten Gesicht und stechenden Augen.

Der Waffengurt, den er um die Hüften trug, saß ungewöhnlich tief und der zerschrammte Griff seines alten Armeerevolvers sah aus, als würde ihn sein Träger ziemlich oft benutzen.

Crown war lange genug Marshal, um den verbrecherischen Ausdruck im Gesicht des Mannes sofort zu erkennen. Wie die meisten Männer, die auf der anderen Seite des Zaunes ritten, waren auch seine Blicke unstedt und lauernd und das Misstrauen stand ihm förmlich ins Gesicht geschrieben.

Jim legte die Rechte unwillkürlich auf den Kolben seines Army Colts, als er sah, wie der Mann sein Pferd zügelte und einen Moment lang das Haus der Leasons musterte.

Es dauerte zwar nur ein paar Sekunden, aber es war einfach zu lange, um zufällig zu wirken. Jim duckte sich tief in den Schatten des Hauseingangs, vor dem er stand, und beobachtete, wie der Mann sein Pferd vor dem Mietstall zügelte und aus dem Sattel glitt. Jim war sich jetzt sicher, dass der Mann einer der Bandoleros war. Kein normaler Mann bewegte sich so schleichend und vorsichtig, als müsste er jeden Moment mit einem Angriff aus dem Hinterhalt rechnen. Jedenfalls kein Mann, der sich nichts zuschulden hatte kommen lassen.

In diesem Moment trat Paul Wellmann, der Besitzer des Mietstalls, aus dem halb geöffneten Tor und ging auf den Fremden zu.

Jim konnte sehen, wie sich die beiden kurz unterhielten und Wellmann schließlich das Pferd ins Stallinnere führte. Der fremde Reiter drehte sich um, stiefelte auf den Store zu und setzte sich auf einen der Lehnstühle, die dort auf dem hölzernen Vorbau an der Hauswand standen. Dann holte er sein

Rauchzeug hervor. Da Fielders Laden erst in einer Stunde öffnete, sah alles eigentlich ganz unverfänglich aus, hätte der Mann, nachdem er sich hingesetzt hatte, nicht die Sicherungsschleife vom Abzugshahn seines Colts gestreift.

Jim hatte genug gesehen. Es wurde Zeit, dass er den Schmied, dessen Werkstatt keine hundert Yards von ihm entfernt lag, informierte und danach Monty und seine Tochter.

Sein Gesichtsausdruck wurde noch um eine Spur grimmiger, als ihm in den Sinn kam, dass sich mit der Ankunft des Mannes die Sache mit dem Essen wohl für die nächste Zeit erledigt hatte. Während er weiterging, nahm er sich vor, nach seiner Rückkehr nach Austin Mary Anns Küche erst dann wieder zu verlassen, wenn er seinen Gürtel um mindestens ein Loch weiter schnallen konnte, ohne dass ihm die Hose über die Hüften rutschte.

Bevor er sich die Erinnerungen an ihren Apfelkuchen wieder ins Gedächtnis rufen konnte, kam Hufschlag auf und brachte ihn jäh in die Wirklichkeit zurück.

Wieder kam ein Reiter auf Mulford zu, diesmal aus östlicher Richtung.

Das konnte kein Zufall sein, es ging also los.

Crowns letzte Zweifel wurden beseitigt, als der Reiter, ein kleiner, hagerer Bursche mit einem bartlosen Milchgesicht, sein Pferd in Richtung des Saloons lenkte. Das Lokal lag ein gutes Stück oberhalb des Stores, damit konnten die Männer, wenn sie geübte Schützen waren, und daran zweifelte Jim nicht eine Sekunde, die gesamte Straße abdecken.

Jim betrat die Schmiede, währenddessen der Reiter vor dem Store vom Pferd stieg und die Zügel um das Holz des Haltebalkens wickelte. Dann machte er sich an den Satteltaschen zu schaffen und wühlte suchend darin herum.

»Es geht los«, sagte er.

Sam Potter, der hinter dem Amboss stand, blickte auf und legte den Hammer zur Seite. Der Schmied war ein junger Mann, wahrscheinlich sogar der jüngste Bewohner von Mulford, Montys Tochter einmal ausgenommen. Dennoch wirkte er entschlossener als alle anderen Einwohner des Ortes zusammen.

Er nickte und langte nach seinem Hemd, das an einem Nagel im Stützbalken neben dem Schmiedefeuer hing.

Die aufflackernden Flammen des Schmiedefeuers verliehen seinem nackten Oberkörper die Farbe von glühendem Kupfer. Jim konnte es immer noch nicht glauben, dass so ein Bär von einem Mann sich vor ein paar dahergelaufenen Bandoleiros einschüchtern ließ. Potter, der inzwischen das Hemd zugeknöpft hatte, stopfte es sich in die Hose und langte danach nach seinem Gewehr, das ebenfalls an dem Stützbalken hing.

Dann nahm er den Hammer vom Amboss auf und steckte ihn sich in eine Schlaufe am Gürtel.

»Okay«, sagte er. »Jetzt können wir gehen.«

Er führte den Marshal auf eine schmale Seitentür zu, hinter der eine halbdunkle Gasse lag. Der Gestank, der dort vorherrschte, war entsetzlich. Überall lag Unrat herum, leere Konservendosen und zerschlagene Flaschen. Ratten, so fett wie Hauskatzen, rannten durch den Abfall und ein widerwärtiger Geruch von Erbrochenem, vergorenen Essensresten und Pisse hing in der Luft.

»Heavens«, stöhnte Jim, dem der Gestank die Luft zum Atmen nahm. »Was um Gottes willen ist das hier?«

»Das Arschloch von Mulford«, erklärte der Schmied lapidar. »In dieser Gasse landet der ganze Müll des Ortes, hauptsächlich der vom Saloon und aus dem Store. Im Winter, wenn

die ganze Scheiße zu Klumpen gefroren ist, bringt man ihn dann in die Berge und schmeißt ihn in irgendwelche Höhlen oder Felsspalten.«

»Wie nett«, sagte Jim, dessen Magen sich bei jedem Atemzug hob und senkte. »Müssen wir da durch?«

»Wir müssen«, antwortete der Schmied gewohnt einsilbig. »Hier vermutet uns keiner.«

»Das glaube ich dir aufs Wort«, sagte Jim würgend.

*

»Siehst du, Silence«, sagte Ramon Melardo zu dem dunkelhäutigen Riesen, der neben ihm sein Pferd zum Stehen gebracht hatte. Dabei deutete er mit der Rechten von den Hügeln des Edwards Plateaus auf Mulford herunter. »Unser Boss hatte mal wieder das richtige Näschen.«

Die Antwort des Hünen war ein dumpfes Grollen, das sich wie der Donner eines rasch näherkommenden Gewitters anhörte. Eigentlich war Silence gar nicht sein richtiger Name, ursprünglich hieß er Napoleon Southgate, wobei auch das nicht der Name war, den ihm einst seine Mutter gegeben hatte. Aber ein Sklave der Southgate Baumwollplantage hatte kein Mitspracherecht, wenn ihn sein Herr so nennen wollte. Er war es auch, der ihm die Zunge herausgerissen hatte, um zu verhindern, dass er seiner Frau erzählen konnte, wie sich ihr reizender Gatte des Nachts vornehmlich mit kleinen Sklavenmädchen vergnügte.

Aber das war alles Vergangenheit.

Inzwischen war der Krieg vorbei, die Plantage niedergebrannt und er ein entlaufener Sklave, der seinen feinen Herrn mit seinen bloßen Fäusten im wahrsten Sinne des Wortes zu

Brei geschlagen hatte. In Texas hatte er sich der Bande von Jack Barton angeschlossen und von ihm bekam er den Namen Silence. Für einen Stummen eigentlich ein recht passender Name.

Obwohl er sich nicht artikulieren konnte, verschaffte er sich innerhalb der Bande schnell einen gewissen Ruf, was bei seinem Äußeren auch kein Wunder war.

Galt Barton mit einer Größe von etwas mehr als sechs Fuß bereits als Hüne, überragte er den Anführer der Banditen noch um einen ganzen Kopf.

Während ihm die anderen respektvoll aus dem Weg gingen, war Melardo stets um seine Freundschaft bemüht.

Obwohl ihm Silence nicht antworten konnte, führte er die Unterhaltung fort.

»Weißt du noch, als wir das letzte Mal hier waren? Da konnte man auf der Straße noch Leute sehen. Jetzt scheint es, als ob das Nest ausgestorben ist. Ich bin sicher, daran ist dieser Marshal schuld. Deswegen war es eine gute Idee vom Boss, den jungen Saunders und Waco vorausreiten zu lassen.«

Silence gab ein zustimmendes Knurren von sich, deutete auf die Häuser und machte eine Handbewegung, als würde er aus einem Glas trinken.

Melardo antwortete mit einem breiten Grinsen.

»Si«, sagte er dann. »Gegen einen anständigen Schluck hätte ich auch nichts einzuwenden. Wir waren jetzt schon so lange nicht mehr in einer Siedlung, dass ich gar nicht mehr weiß, wie Whisky schmeckt.«

»Habt ihr eigentlich nichts anderes im Kopf außer Saufen?«, fragte Barton, der inzwischen mit den anderen Männern herangekommen war.

»Man wird ja wohl noch darüber reden dürfen«, sagte Ra-

mon Melardo. »Weißt du eigentlich, wann wir das letzte Mal einen Schnaps getrunken haben?«

»Keine Ahnung, aber ich weiß, dass ihr vielleicht nie mehr einen Schnaps trinken werdet, wenn ihr euch jetzt nicht zusammenreißt. Ich habe nämlich so das Gefühl, dass dieser Marshal in Mulford bereits etwas in Gang gebracht hat. Es ist einfach zu ruhig da unten. Wir können es uns aber nicht leisten, das zu ignorieren, sonst kommen womöglich noch die anderen Siedlungen auf die Idee, sich gegen uns zu stellen, und das wäre gar nicht gut.«

»Wie meinst du das, Jack? Denkst du, diese Krautbauern und Schollenbrecher könnten irgendwann gegen uns kämpfen?«

Barton lachte dröhnend. »Ha, die doch nicht. Eher fällt der Thanksgiving Day auf den gleichen Tag wie Weihnachten. Nein, was mir Sorgen macht, ist das Wetter. Hast du noch nicht bemerkt, wie scheißkalt es bereits in der Nacht ist und das, obwohl wir noch September haben? Wenn der Winter wirklich so hart wird, wie es unsere beiden Halbblutindianer sagen, dann können wir nicht mehr in unserem Lager in den Zelten übernachten. Dann brauchen wir die Hütten dieser Nester und vor allem viel Brennholz.«

»Holz?«, sagte Ramon fragend und legte die Stirn in Falten. »Da wirst du hier in der Gegend aber Probleme bekommen.«

»Wieso, wozu haben wir die Hütten dieser Nester? Fast jede Siedlung in unserem Gebiet besteht aus zwanzig Hütten oder mehr. Da uns zwei oder drei davon zum Schlafen reichen, bleiben genug andere übrig, die wir den Winter über beheizen können.«

»Und was ist mit den Bewohnern?«

»Was wohl?« Barton lachte. »Die Weiber kommen zu uns

und der Rest kann sich meinetwegen warme Gedanken machen.«

Die Männer grölten, bis sie ihr Anführer mit einer herrischen Bewegung zum Schweigen brachte. »Schluss jetzt, wir reiten, und zwar so, wie wir es besprochen haben.«

Barton richtete sich in den Steigbügeln auf und gab einige Anweisungen. Kurz darauf ritten Melardo und vier weitere Männer los. Barton wartete, bis die Männer einen weiten Bogen geschlagen hatten und von Süden her auf Mulford zukamen, dann hob er den Arm und führte den Rest von seiner Bande von Westen in die kleine Ortschaft.

*

Jim blieb so abrupt stehen, als wäre er gegen eine unsichtbare Wand gelaufen.

Er wusste nicht, wie es der Schmied angestellt hatte, aber Tatsache war, dass er eigentlich nur noch den Arm ausstrecken musste, um den Mann, der sich vor wenigen Minuten neben dem Eingang zum Saloon in einen Lehnstuhl gesetzt hatte, zu berühren.

Die stinkende Gasse, durch die ihn Potter geführt hatte, mündete neben dem Verandavorbau des Gebäudes direkt in die Hauptstraße. Jetzt mussten sie nur noch diesen Bandolero ausschalten, ohne dass sein Komplize, der fast zweihundert Yard oberhalb von ihnen vor dem Saloon stand und immer noch am Sattelzeug hantierte, etwas davon mitbekam und den Rest der Bande warnte. Jim war sich fast sicher, dass Barton und die anderen hier irgendwo in der Nähe auf der Lauer lagen.

Aber wie? Sobald sie nur einen Schritt aus der Gasse heraus

auf den Banditen zukamen, würden die morschen Dielenbretter der Veranda so laut zu knarren anfangen, dass man es wahrscheinlich im ganzen Ort hören konnte.

Der Schmied löste das Problem auf seine Weise.

Mit einer knappen Handbewegung der Linken gab er Jim zu verstehen, dass er in Deckung bleiben sollte, während er mit der Rechten den Hammer aus der Gürtelschlaufe zog.

Bevor Jim sich den Kopf darüber zerbrechen konnte, was genau Potter vorhatte, flog der Ambosshammer auch schon an ihm vorbei, überschlug sich in der Luft und knallte mit dem stählernen Kopf genau gegen die Schläfe des Bandoleiros.

Der Mann flog wie von einer Riesenfaust getroffen mitsamt seinem Stuhl zur Seite und blieb reglos auf dem Verandavorbau liegen.

Potter sprang vor, packte den Mann und drapierte ihn so auf dem Stuhl, dass es aussah, als würde er schlafen. Dann lief er zusammen mit seinem Hammer, so schnell er konnte, wieder zu Jim zurück. Keinen Moment zu spät. Er war gerade wieder in der Gasse verschwunden, als das Milchgesicht drüben beim Saloon aufsah und zum Store hinüber blickte.

Die Männer hielten unwillkürlich den Atem an, aber offensichtlich war für den jungen Mann alles in Ordnung.

»Heavens«, keuchte Jim. »Das war mehr als knapp.«

Die Blicke, die er dabei Potter und besonders dessen Schmiedehammer zuwarf, waren beinahe ehrfürchtig.

»Ich weiß gar nicht, was ich hier noch soll. Nachdem ich das gesehen habe, komme ich mir irgendwie überflüssig vor. Offensichtlich kommst auch alleine ganz gut mit den Bandoleiros zurecht.«

»Ich habe bereits nach Bartons erstem Besuch mit dem Ge-

danken gespielt, dem Hurensohn auf die Füße zu treten, aber in Mulford hat jeder die Hosen voll und alleine gegen zwölf Bandoleros wäre es Selbstmord gewesen. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich ja noch nicht, dass die Leasons genauso dachten. Aber jetzt, und noch dazu mit einem US-Marshal an der Seite, sieht die Sache ganz anders aus.«

»Das sagst du, aber die Banditen sind noch in der Überzahl und ich bin nicht kugelfest.«

»Das ist mir schon klar. Also, wie soll es jetzt weitergehen?«

»Zuerst sollten wir das Milchgesicht drüben beim Saloon schlafen legen. Dann benachrichtigt einer von uns Monty, während der andere die Straße im Auge behält. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass Barton demnächst mit dem Rest der Bande hier auftauchen wird. Meiner Meinung nach hat er die zwei lediglich als Beobachter vorgeschickt, um die Lage zu sondieren.«

Crown hatte kaum ausgesprochen, als Hufschlag ertönte.

Er drehte den Kopf und sah, wie Barton mit seiner Bande in Mulford einritt, eine Hälfte von Süden, die andere von Westen.

Sie erreichten die Hauptstraße beinahe zeitgleich und zügelten ihre Pferde.

Der Marshal wusste, dass jetzt jede Sekunde zählte.

»Lauf los«, sagte er deshalb zu dem Schmied und deutete auf das Haus der Leasons. »Hol Monty her, dann bezieht ihr eure Posten beim Mietstall und der Kirche. Ich halte hier so lange die Stellung.«

Potter nickte und rannte mit weit ausgreifenden Schritten in die stinkende Gasse zurück.

Jim sah ihm nach, bis er aus seinem Blickfeld verschwunden war, und wandte sich dann wieder den Bandoleros zu. Diese

hatten sich inzwischen wieder in Bewegung gesetzt und waren weiter geritten. Aber diesmal nicht hintereinander, sondern Seite an Seite, verteilt über die gesamte Breite der Hauptstraße.

Eine Geste, die jedem in Mulford wohl aufzeigen sollte, wer hier die wahren Herren waren.

Die Bandoleros lenkten ihre Pferde auf den Store von Fielder zu. Dort beugte sich einer der Männer im Sattel vor und winkte das Milchgesicht zu sich heran.

Jim hatte Jack Barton noch nie gesehen, aber aufgrund von Montys Beschreibung erkannte er ihn sofort.

»Alles klar, William?«, sagte er zu dem Heraneilenden.

Alleine die Tonlage der Stimme und seine Gestik ließen erkennen, dass er der Anführer dieser Männer war, der riesige Wallach tat ein Übriges dazu.

»Natürlich Jack, alles unter Kontrolle. Du siehst ja, keiner von diesen Schollenbrechern ist auf der Straße, die scheinen alle die Hosen voll zu haben.«

Barton grinste und deutete in Richtung des Stores. »Was ist mit Waco? Schläft der oder hat er was gegessen? Warum kommt der nicht zu uns herüber?«

Das Milchgesicht zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung, der hat sich in den Stuhl gesetzt und spielt toter Mann, seit ich hier bin.«

Barton nickte bedächtig. »So, so, er spielt also toter Mann, sagst du.«

Der Banditenboss wartete nicht ab, bis ihm der andere antwortete, sondern brüllte den Mann, kaum dass er ausgesprochen hatte, in einer Lautstärke an, dass er wahrscheinlich bis nach Mexiko zu hören war.

»Und warum hast du dann nicht längst deinen Arsch in Be-

wegung gesetzt und nachgesehen, warum er dasitzt, als würde er schlafen?«

»Du kennst doch Waco, du weißt doch, wie er ist.«

»Auf die Idee, dass da was nicht stimmt, bist du wohl noch nicht gekommen! Himmel! Bin ich denn nur von Idioten umgeben?«

Wütend drehte sich Barton im Sattel um und gab einem der Männer, einem Halbblutindianer, ein Zeichen. »He, Kiowa, sieh mal nach, was mit Waco los ist. Unser Jüngling da ist anscheinend zu blöd dazu.«

Das Halbblut grinste und zog sein Pferd herum.

Der Marshal, der jedes Wort der Unterhaltung mitbekommen hatte, blickte sich gehetzt um.

Wenn er in den nächsten Sekunden kein Zeichen von Monty oder dem Schmied bekam, wurde es brenzlich. Barton war schließlich nicht dumm. Wenn er erfuhr, dass Waco bewusstlos war, würde er in Mulford die Hölle loslassen.

Jim war sich darüber im Klaren, dass er handeln musste.

Aber wie? In der Trommel seines Army Colts steckten sechs Patronen, nicht gerade viel gegen elf erbarmungslose Bandleros, und der Hinterhof des Stores, wo sie eines der Gewehre versteckt hatten, befand sich auf der anderen Seite des Gebäudes.

*

Jim Crown war nicht unbedingt das, was man einen gläubigen Christen nannte, trotzdem schien der liebe Gott ein Einsehen mit ihm zu haben.

Anders konnte er es sich nicht erklären, warum ausgerechnet in diesem Moment das einzige Fenster an dieser Seite des

Hauses geöffnet wurde. Eine bessere Möglichkeit, unerkannt ins Haus und somit auch in den Hinterhof zu gelangen, wo er die Winchester versteckt hatte, gab es nicht.

Seine Freude wurde lediglich durch das Erscheinen von Henry Fielder etwas getrübt.

»Was machen Sie hier?«, zischte der Storebesitzer, kaum dass er das Fenster aufgerissen hatte. In seinem Gesicht war ein Ausdruck, der Jim warnte.

»Nichts, nur meinen Job, ich bin schließlich Marshal. Oder haben Sie das schon wieder vergessen?«

»Sind Sie wahnsinnig geworden? Wollen Sie uns denn alle umbringen?« Fielders Gesicht war gleichermaßen vor Angst wie auch vor Hass verzerrt.

»Sie haben gegen Barton und seine Männer keine Chance, selbst wenn Ihnen der alte Monty und Potter, dieser verbohrte Schmied, helfen sollten. Wollen Sie uns denn alle ins Unglück stürzen? Die Bandoleros werden Mulford dem Erdboden gleichmachen, wenn wir Widerstand leisten! Das werde ich nicht zulassen!«

»Und wie wollen Sie das anstellen?«, erwiderte Jim, der plötzlich ein komisches Gefühl hatte.

»Ich werde zu Barton gehen und ihm alles erzählen«, sagte Fielder.

»Das wirst du nicht!«, sagte der Marshal.

Crown, der wusste, dass der Ladenbesitzer ihr ganzes Vorhaben zum Scheitern bringen konnte, handelte gnadenlos und vor allem schnell. Er trat einen Schritt vor und schlug mit dem Revolver zu. Fielder sackte bewusstlos zurück. Crown stieg durch das Fenster, das sich kaum vier Fuß über dem Boden befand, in das Haus ein. Rasch vergewisserte sich der Marshal, dass er richtig getroffen hatte und ihm der Laden-

besitzer die nächsten zehn Minuten keine Schwierigkeiten bereiten konnte. Erst danach hastete er weiter.

Doch er kam nicht weit.

Als er die Zimmertür des Raumes öffnete, in dem er Fielder niedergeschlagen hatte, wartete bereits die nächste Überraschung auf ihn. Vor ihm stand eine ältere Frau, wahrscheinlich die Angetraute des Ladenbesitzers, und hielt ein Gewehr in den Händen.

Ihr Blick wirkte entschlossen.

Crown's Gedanken überschlugen sich.

Doch während er noch fieberhaft nach einer Lösung suchte, um auch aus dieser Sache heil herauszukommen, drückte ihm die Frau das Gewehr in die Hände und nickte ihm zu.

»Hinten im Laden steht ein Schrank, da gibt es noch mehr davon. Die Munition finden Sie in den Schubladen darunter.«

»Aber ...«

»Nichts aber«, sagte die Frau. »Männer wie dieser Barton gehören normalerweise hinter Gitter, aber sagen Sie das mal den Leuten in Mulford. Diese Waschlapen, und da kann ich meinen Mann nicht ausnehmen, ducken sich lieber und halten still, anstatt sich zu wehren.«

Crown konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen.

»Ich glaube, wenn die männliche Einwohnerschaft von Mulford nur halb so viel Rückgrat besitzen würde wie Sie oder Leasons Tochter, wäre das Problem Barton wahrscheinlich schon längst erledigt.«

»Wem sagen Sie das, Marshal«, seufzte Fielders Frau, als es draußen plötzlich laut wurde.

Nach einem kurzen Blick des Erstaunens hasteten die beiden durch den angrenzenden Verkaufsraum. Wie Crown dem Geschrei entnehmen konnte, hatten die Bandoleros in-

zwischen herausgefunden, dass dieser Waco nicht schlief, sondern bewusstlos war.

Die Frau schob die zugezogenen Vorhänge an der Ladentür einen Fingerbreit zur Seite und deutete mit einem leisen Zischen auf die schmale, in der oberen Hälfte der Tür eingelassene Glasscheibe. Jim kam an ihre Seite und warf einen kurzen Blick nach draußen.

Jack Barton stand wie ein Racheengel mitten auf der Straße. Sein grobschlächtiges Gesicht war hassverzerrt und seine Augen sprühten Blitze, während er mit beiden Händen wie ein Verrückter in der Luft herumfuchtelte.

»Dafür werden diese verdammten Nester bezahlen! Los, nehmt euch ihre Häuser vor! Bringt alles her, was ihr an Geld oder Schmuck findet, und falls sich jemand wehrt, erschießt ihr ihn!«

Einen Atemzug später klirrten Fensterscheiben, splitterte Holz und durch den Ort hallte das Schreien von Frauen und Kindern sowie das Fluchen von Männern.

Saunders, der junge Bursche mit dem Milchgesicht, spuckte auf den Boden, rückte den Waffengurt zurecht und ging schnurstracks auf den Store zu.

Kurz vor der Eingangstür verhielt er für einen Moment, zog seinen Colt und trat dann mit dem Stiefelabsatz die Ladentür ein. Ein wildes Lachen entrang sich seiner Kehle, als seine Blicke über die gut gefüllten Regale des Stores glitten.

»Nicht schlecht für ein Drecksnest wie Mulford«, sagte er anerkennend und steuerte zielsicher den Waffenschrank an, bis Fielders Frau hinter einem der Regale hervorstürzte und sich ihm in den Weg stellte.

»Wagen Sie es nicht, auch nur daran zu denken, etwas ohne zu zahlen aus meinem Geschäft zu nehmen«, sagte sie und

schwang drohend ihre dürre Faust.

Saunders hob unbeeindruckt den Colt. »Geh mir aus dem Weg, du alte Schachtel.« Dann krümmte er den Finger.

Die Schussdetonation klang in dem engen, mit Regalen zugestellten Verkaufsraum wie das Donnern einer Kanone. Die Kugel schrammte haarscharf an der Frau vorbei, durchschlug in dem dahinterliegenden Regal mehrere Mehltüten und verwandelte die Umgebung in eine Schneelandschaft.

Es war die letzte Kugel, die William Saunders in seinem Leben abfeuern sollte.

»Waffe weg!«, befahl Marshal Crown, der hinter einem Kleiderständer mit Arbeitshemden hervorgesprungen war.

Als Saunders den Lauf seines Colts auf ihn richtete, zog Crown den Abzug durch.

Einmal, zweimal, dreimal.

Crown konnte in der Lage, in der er sich befand, keine Rücksicht nehmen und auf einen Verbrecher, der auf Frauen schoss, schon gar nicht.

Die Wucht der einschlagenden Geschosse hoben Saunders regelrecht aus den Stiefeln und warfen ihn rücklings durch die Ladedtür hinaus in den Staub der Straße.

Dort krachte er zu Boden, zuckte noch einmal mit den Beinen und lag dann still.

*

In Mulford begann es jetzt überall zu knallen.

Beim Mietstall erklang das helle Peitschen eines Gewehres, ebenso beim Saloon und bei der Kirche war das dumpfe Belfern des LeMat Revolvers zu hören.

Sekundenlang war der ganze Ort vom Dröhnen der Schuss-

detonationen erfüllt. Pferde wieherten, Männer schrien und Pulverdampf wogte in dichten Schwaden über die Straße. Nachdem die Waffen endlich verstummten und sich der Pulverrauch verzog, herrschte eine geradezu unheimliche Stille.

Drei der Bandoleros lagen reglos auf der Straße, ein vierter wälzte sich brüllend am Boden hin und her. Ein weiterer saß vor dem Wassertrog beim Mietstall auf dem Boden und presste beide Hände auf seinen Bauch.

»Hört auf! Hört endlich auf zu schießen«, stöhnte er immer wieder. »Ich habe genug.«

Vom Rest der Bande war nichts mehr zu sehen, nur die Staubwolke, die nahe der Kirche noch in der Luft hing, ließ erahnen, in welche Richtung sie geflüchtet waren.

Crown ging langsam auf die Straße und sah sich um.

Der Kampf war vorbei, trotzdem war noch immer kein Einwohner von Mulford zu sehen. Sie standen alle hinter den Gardinen am Fenster ihrer Häuser und warteten ab.

Anscheinend traute keiner dem Frieden.

Feiges Pack!, durchzuckte es Crown, indes er Potter, der gerade aus dem Mietstall kam, entgegenlief.

Der Schmied grinste über alle vier Backen. »Ha, denen haben wir es aber gezeigt«, sagte er und reckte sein Gewehr in die Luft. Sein Gesicht glühte dabei vor Erregung.

Vom Saloon her kam Monty Leeson auf sie zu. Sein Gesicht war so weiß wie ein Laken und er humpelte, offensichtlich hatte er etwas abbekommen.

Sie trafen sich auf halbem Weg zwischen Saloon und Mietstall.

»Alles okay bei dir?«, fragte Crown und zeigte dabei auf Montys Bein.

Die Hose war am Oberschenkel zerfetzt und der Stoff blut-

durchtränkt.

Monty winkte ab. »Klar, das ist nur ein harmloser Kratzer. Die Kugel hat mich lediglich gestreift.« Dabei blickte er sich immer wieder um.

»Was ist los?«, wollte Jim wissen, nachdem er bemerkt hatte, wie Monty mit jeder Sekunde nervöser wurde.

»Wo zum Teufel steckt Sarah? Hat jemand von euch meine Tochter gesehen?«

»Sarah?«, echote Jim.

»Natürlich Sarah«, schnappte Monty. »Oder wer, glaubst du, hat sonst die Bandoleros von der Kirche aus unter Feuer genommen?«

Jim fiel es wie Schuppen von den Augen.

Natürlich! Er hatte sich schon die ganze Zeit über gefragt, wer da geschossen hatte, schließlich waren Monty, der Schmied und er nur drei Männer, die den Mut aufbrachten, gegen die Bandoleros vorzugehen. Es wurde aber aus vier verschiedenen Richtungen auf Barton und seine Bande geschossen.

Bevor Jim den Gedanken zu Ende bringen konnte, durchfuhr es ihn siedend heiß.

Monty vermisste seine Tochter, die von der Kirche aus die Bandoleros unter Feuer genommen hatte. Der Staubwolke nach war der Rest der Bande aber genau in diese Richtung geflüchtet.

Jim steckte den Revolver ins Holster und jagte mit weiten Sätzen auf ein reiterloses Pferd zu, das mit hängendem Kopf inmitten der erschossenen Banditen auf der Straße stand.

Er sprang wie ein Indianer in den Sattel, zog an den Zügeln und hämmerte dem Tier die Stiefelabsätze in die Weichen. Das Pferd wieherte schrill, folgte aber sofort, nachdem ihm

Jim seinen breitkrempigen Hut zwischen die Ohren geschlagen hatte.

Normalerweise widerstrebte es Crown, ein Tier so zu behandeln, aber die Gefahr, in der sich die junge Frau vermutlich befand, ließ ihm keine Zeit für irgendwelche Gefühle.

Das Pferd streckte sich und flog der Kirche förmlich entgegen.

Trotzdem wusste Crown, dass er zu spät kam.

Er wusste es in dem Moment, als er Barton und einen weiteren Bandolero in der Kirche verschwinden sah und kurz das dumpfe Belfern des LeMat Revolvers zu hören war.

Sollte er wieder mit ansehen müssen, wie eine junge Frau zwischen den Holzbänken eines Gotteshauses ihr Leben ließ?

Die Verzweiflung verlieh ihm Flügel.

Jim vermochte später nicht mehr zu sagen, wie er so schnell in die Kirche gekommen war, aber seit dem Krachen des letzten Schusses waren nicht mehr als zehn Sekunden vergangen.

Crown erfasste die Situation mit einem Blick.

Sarah stand auf der Treppe neben dem Altar, die zum Glockenstuhl hoch führte. Ihre schmalen Hände hielten den schweren LeMat Revolver, mit dem sie auf einen Mexikaner zielte, der seinen Fuß bereits auf die zweite Stufe gesetzt hatte.

»Verschwinden Sie!« Ihre Stimme klang schrill und überschlug sich fast.

»Verschwinden Sie! Alle beide, oder ich schieße!«

Das Gesicht des Mexikaners war schweißbedeckt, was nicht nur an der Wärme lag, die in der Kirche herrschte. Seine Augen glitten nervös zu Barton hinüber, der neben dem Altar stand.

»Verdammt Jack, wie viel Schuss hat diese verfluchte Kano-

ne eigentlich?«

»Acht oder neun, aber das braucht dich jetzt nicht mehr zu interessieren. Das Püppchen hat ihr letztes Pulver gerade eben verschossen. Also los, schnapp sie dir!«

Ramon Melardo stieß einen wilden Schrei aus und stürmte die Treppe hoch.

Die schwere Waffe in Sarah Leasons Händen brüllte auf.

Das großkalibrige Projektil traf Melardo mitten in die Brust. Seine Augen weiteten sich jäh. Ein gurgelnder Schrei kam über seine Lippen, dann stürzte er rückwärts die Treppe hinunter und blieb unten in verrenkter Haltung liegen.

Jack Barton duckte sich unwillkürlich hinter den steinernen Altar.

Der Marshal hatte in diesem Moment nichts als Verachtung für den Anführer der Bandoleros übrig. Barton hatte den Mexikaner bewusst geopfert, um aus seiner sicheren Deckung heraus das Geschehen zu verfolgen und dementsprechend zu handeln. Er war nicht Manns genug, sich gegen eine Frau zu stellen, sondern opferte lieber einen seiner Männer.

Erst jetzt, als Sarah den Revolver senkte und mit schreckgeweiteten Augen auf den Mann starrte, den sie erschossen hatte, versuchte er es mit einem hinterhältigen Schuss.

Aber er hatte die Rechnung ohne den Marshal gemacht.

»Barton!«, schrie Jim, als der Bandolero den Colt hob.

Jack Barton wirbelte herum und kniff die Augen zu schmalen Schlitzen zusammen.

»Hau ab, oder du bist der Nächste, den ich umlege. Ich ...« Sein Gesicht verzerrte sich zu einer hasserfüllten Fratze, als er den Stern an Crowns Hemdbrust erkannte.

»Du verdammter Hurensohn, dir haben wir also das Ganze zu verdanken!«

Mit einem Wutschrei richtete Barton die Waffenhand auf Jim und zog den Abzug durch.

Aber er verriss den Schuss, da ihn im selben Moment Crowns Kugel ins Herz traf und sein Leben damit von einer Sekunde auf die andere beendete.

Er erwischte Crown dennoch an der Schulter.

Der Fehlschuss eines Mannes, der seit Jahren von der Waffe lebte, wäre auf diese Entfernung auch ein Wunder gewesen. Die Kugel streifte Jim und hinterließ eine tiefe, fast fingerlange Schramme an seiner linken Schulter.

Schwindel stieg in Crown auf.

Die Wunden, die der Wolf in seiner Brust hinterlassen hatte, waren durch den Kampf wieder aufgebrochen. Er sank in die Knie, während sich in seinem Oberkörper ein taubes Gefühl ausbreitete. Dann fiel er auf die Seite. Er hörte noch, wie Sarah schrie, die Treppen hinunterstürzte und auf ihn zukam.

»Jim!«

Der Marshal lächelte kraftlos. »Ich glaube, es ist vorbei«, sagte er noch, bevor er bewusstlos wurde. Er bemerkte nicht mehr, wie sich die junge Frau neben ihn hockte, seinen Kopf in ihren Schoß nahm und immer wieder seinen Namen flüsterte.

*

Eine Woche später saß Jim wieder im Sattel seines Buckskin.

Die Mittagssonne stand hoch über Mulford, als er mit dem Zeigefinger der Rechten gegen die breite Krempe seines Texashutes tippte und seinen Blick noch einmal über die Menschen gleiten ließ, die sich vor Montys Haus versammelt hatten, um ihm zum Abschied noch einmal danke zu sagen. Sie

waren alle gekommen, der alte Leeson, seine Tochter Sarah, Potter, der Schmied, und Fielders Frau. Sogar der Pfarrer, in dessen Kirche der Anführer der Bandoleros sein Leben ausgehaucht hatte, war da.

Es enttäuschte ihn allerdings, dass nicht mehr Leute zu sehen waren. Crown wusste genau, dass sie ihn und die anderen beobachteten. Wahrscheinlich standen sie alle hinter den Fenstern und beteten, es möge endlich alles vorbei sein, denn noch waren drei der Bandoleros auf freiem Fuß. Seiner Meinung nach ging von ihnen aber keine Gefahr mehr aus. Sie waren führerlos und die Angst saß ihnen im Nacken, ihre Fährte führte schnurstracks in Richtung Arkansas.

Die meisten der Bewohner trauten dem Frieden trotzdem nicht.

Jim ahnte, dass dem Ort noch ein langer Weg bevorstand, bis hier wieder die Normalität Einzug hielt. Als er jedoch in die Augen der Anwesenden sah, wusste er, dass es für Mulford dennoch eine Zukunft gab.

»Ich schätze, es ist an der Zeit, Good bye zu sagen«, sagte er zu Leeson. »Mein Boss wartet sicherlich schon sehnsüchtig auf mich.«

Der alte Monty nickte. »Das glaube ich dir sofort, schließlich lungerst du ja schon seit über zwei Wochen in Mulford herum.«

»Ehrlich, dann wird es wirklich langsam Zeit, dass ich wieder verschwinde. Also danke noch mal für alles, altes Haus. Ohne dich wäre ich wahrscheinlich längst Futter für die Wölfe.«

Monty winkte ab. »Ach was, so einen zähen Hund wie dich wirft so schnell nichts um.«

Crown lächelte und nickte dann der Frau des Storebesitzers

zu.

»Ma'am, und Sie bleiben bitte so, wie Sie sind, egal, was Ihnen Ihr Mann sagt.«

Entschlossenheit blitzte in den Augen der Frau auf, als sie dem Marshal antwortete: »Keine Angst, das werde ich, und was meinen Henry anbelangt, er und die anderen Männer werden auf lange Zeit nichts mehr in Mulford zu melden haben. Es sei denn, sie ändern sich.«

Dann sah Jim zu Sarah hinüber. Ein Anflug von Wehmut überfiel ihn, als er seine Worte an die junge Frau richtete.

»Auch dir, Sarah, noch mal danke für alles was du für mich getan hast. Ich hoffe, ich konnte dich dazu bewegen, deine Ansichten über die Männerwelt etwas zu überdenken.«

Sarah lächelte. »Ich denke, ja. Wenn ich es mir recht überlege, gibt es tatsächlich noch ein paar Exemplare von deinesgleichen, die einen zweiten Blick wert sind.«

Ein verschmitztes Lächeln machte sich im Gesicht des Marshals breit, als er seinen Blick auf den Schmied richtete. »Du hast es gehört, Potter. Du bist noch jung, hast Mumm in den Knochen und ein Geschäft, das eine Familie ernähren kann, wenn es mit Mulford wieder aufwärtsgeht. Also halt dich ran, ich bin leider schon zu alt für dieses Prachtmädel.«

Der Marshal nickte allen ein letztes Mal zu und zog sein Pferd herum.

Das schmale Grinsen von Sarah Leeson und Potters puterrottes Gesicht sah er bereits nicht mehr.

Er nahm sich allerdings fest vor, spätestens im Frühjahr wieder nach Mulford zu kommen.

Der Gedanke, Trauzeuge bei seiner Lebensretterin zu spielen, gefiel ihm immer mehr.